

Rolf Derenbach

Erlebte, erdachte und erträumte Räume



Ludwig Richter "Schau in die weite Welt"

Eine kurzgefasste Anthologie zur Bedeutung des Räumlichen - Zitate aus der klassischen Literatur von Moses und Homer bis Johann Wolfgang von Goethe und Virginia Woolf - ein schönes Thema, wie ich finde, das zu Nachdenklichkeiten anregen könnte.

Rolf Derenbach

Erlebte, erdachte und erträumte Räume

Eine Studie zur Bedeutung des Räumlichen für die Menschen

Publikation der Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin

Bonn, im August 2017

Dr. Rolf Derenbach

Lahnweg 24
53129 Bonn

rderenbach@gmx.de

ISBN print 978-3-96110-043-9

ISBN online 978-3-96110-044-6

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	3
Das Thema in Umrissen	4
Der bewohnte Erdkreis	9
Die erste Geographie	11
Der Schöpfungsgedanke	15
Das Gute und das Böse	16
Kein Kriegsgerät wird in meinem Reich geduldet!	21
Die Gesteine und der fruchtbare Boden	22
Individualität des Räumlichen	23
Die "Grausamkeit" der Natur	27
Die Inanspruchnahme des Raumes durch den Menschen	28
Hinaus in die Welt!	33
Oder bleiben wo man ist?	35
Die Farben der Welt	37
Land und Stadt	37
Die Aufmerksamkeit für das Räumliche	39
Die Verwandlung der Stadt durch die Moderne	44
Das erschreckende Neue, die Megastädte	49
Die Stadt als Ort des Begehrens	51
Die Schichtung des Raums	54
Der Raum als Hülle	56
Unterschiedliche Sozialität der Kammern	57
Raum und Zeit	59
Das Wiederholen in und das Anhalten der Zeit	61
Der Raum in der Erinnerung	63
Quellennachweise	66

Einleitung

Hic rhodus hic salta. Hier bist du, hier musst du springen. Hier ist der Ort, wo du bist, nicht wo anders, Erträumtes, Ersehntes, hier. Hier läuft für dich die Zeit weiter mit ihren Ursachen, Umständen, und dem in dir vorhandenen Wagemut, dein Leben zu verwirklichen. So die einfachste Bestimmung des menschlichen Daseins.

Die Studie ist als Plädoyer angelegt, die räumliche Dimension wieder wichtiger zu nehmen. Um dies zu unterstützen, wird auf die Literatur zurückgegriffen, Zitate von Dichtern, die mehr sehen als wir normalen Sterblichen, und somit dem Thema die Farbe des authentischen Erlebens von Räumen beifügen. Zudem mussten sie räumliche Szenarien erfinden, in die sie dann ihren Roman, ihre Erzählung einbetten. Anette von Droste-Hülshoff leitet in ihrer Erzählung "Die Judenbuche" mit einer meisterhaften Beschreibung des Örtlichen ihr Werk ein. Andere Dichter und Philosophen beschreiben Räume, die sie unter dem glücklichen Erlebnis des Wirklichen schildern. Oder unter Gesichtspunkten, dass die besonderen Gegebenheiten die Schicksale ihrer Bewohner mehr als nur gelegentlich beeinflussen. Es sind dies Stellen, wie sie mir beim Lesen bekannt geworden sind und in der Erinnerung geblieben sind. Die Zitate stammen größtenteils aus der Literatur der Antike und des 18. und 19. Jahrhunderts. Die städtischen "Blumen des Bösen" - so Charles Baudelaire - wollte ich jedoch beiseite lassen, aber nur Schwärmen in bukolischen Idyllen wäre auch nicht angemessen.

Nun, es ist ein schönes Thema, und wie es in der Literatur an Beispielen variiert wird, ist nun auf den folgenden Seiten nachzulesen. Von welchem räumlichen Ausgangspunkt ist auszugehen? Es gibt unendlich viele, reale und ideale Landschaften, und dementsprechend haben die Dichter und Denker ihrerseits ihre räumlichen Szenerien geschaffen. Das ist notwendig, um in der Zeit das Thema zu entwickeln: Nebeneinander (das Räumliche) und Nacheinander (das Zeitliche) - die erzählte Geschichte. Man kann alle Dinge und Lebewesen wegdenken, nur dieses Begriffspaar nicht, so Immanuel Kant. Ohne Raum und Zeit kann kein Da-Sein möglich sein. Zuerst stellt sich die Frage des Wo, dann des Wann und wenn diese Fragen beantwortet sind, die des Warum. Daran hat die Menschheit wohl schon seit Jahrtausenden geknappert.

Die Studie ist dem Andenken an Dr. Hans-Peter Gatzweiler - Kollege und Freund während und nach den gemeinsamen Jahren in der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung gewidmet.

Rolf Derenbach

Das Thema in Umrissen

Der Titel dieser Studie lautete zunächst "Antaios oderauch dem Hasen ist der heimatliche Busch der Liebste". Dazu einige Bemerkungen. Antaios war - der griechischen Sage nach - ein Held, der unbesiegbar war, solange seine Füße den Erdboden berührten. Es war Herakles, der ihn hochhob und in der Luft erwürgte. Er konnte somit den unglücklichen Antaios trotz seiner Gabe der Unbesiegbarkeit vernichten. Es soll in dieser Studie über die Bedeutung des Räumlichen für den Menschen nicht so weit gegangen werden, zu behaupten, dass wir alle in der Gefahr sind, wie er, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Ebenso wenig sollen Rührseligkeiten unter dem Stichwort "Heimat" angeboten werden. Aber vielleicht gibt es doch zu viele Elemente in unseren Lebensweisen, die uns vom Räumlichen, das ein Element des Lebensgenusses ist oder doch sein sollte, zu unserem Schaden entfremdet haben. Dass wir zu oft das Räumliche nur noch unter dem Gesichtspunkt der Distanz sehen, die es gilt mit Hilfe der höchstmöglichen Geschwindigkeit zu überwinden. Das wäre sehr bedauerlich, denn in ihm ist ja alles enthalten, was uns auch ausmacht, der *Lebensraum*, das Wort, das Goethe erfand (in den „Wahlverwandschaften“) und das später politisch so missbraucht wurde. Der Alltagsraum der Unmittelbarkeit, dort wo man sich tummelt, bewährt, dort wo die Enttäuschungen lauern und die Erleichterungen und schließlich das, was erfrischt und belebt. Steht Herakles für die moderne Industriegesellschaft, die uns durch ihre Einwirkungen in unbedachte Bewegung setzt, etwa erwürgt? Ist der Bewusstseinsstrom, der unser Leben umfasst, nur noch durch die Zeit, und nicht mehr durch den Raum bestimmt? Der Raum ist das Neben- und Miteinander, somit die im Moment vorgefundene Vielfalt, die Zeit das Nacheinander. Man ist in einer Örtlichkeit geboren, dort aufgewachsen, arbeitet, als Vater oder Mutter, mit Kindern und wird einmal sterben, nicht in einem Land, einem anderen mehr oder weniger großen Areal der Erdoberfläche, sondern dort, wo man sich zu diesem Zeitpunkt befindet. Das ist die eine Art, die folgenden Literaturauszüge zu lesen.

Die andere - das Gegengewicht zur finster-heroischen Geschichte des Antaios - bildet das Titelbild "Schau in die weite Welt!" von Ludwig Richter. Oder das Zitat ... *auch dem Hasen ist der heimatliche Busch der liebste*.

Es stammt aus dem Roman „Die sieben Brüder“ von Alexis Kivi, einem finnischen Dichter des 19. Jahrhunderts, in dem mit fast kindlich klingenden Worten der Wert der Bodenhaftung, das heimatlich-nachbarschaftliche Vertrautsein, beschrieben wird. Das *auch* bezieht sich auf den (finnischen) Menschen, dessen Leben sich in einer sehr schönen, aber auch anstrengenden Geographie abspielt.

*Stephan Dädalus
Elementarklasse
Clongowes Wood Schule
Sallins
Grafschaft Kildare
Irland
Europa
Welt
Universum.*

In noch einfacheren Worten drückt James Joyce, das Räumliche aus. Er lässt Stephan Dädalus in einer verträumten Stunde wieder entdecken, was er als Junge in sein Schulbuch hineingeschrieben hatte. *Er schlug das Vorsatzblatt des Geographiebuches auf und las, was er darauf geschrieben hatte: Seinen Namen und wo er war.*

Friedrich Hölderlin erlebte die Bodenlosigkeit und interpretierte sie als Nichtigkeitserfahrung. Er drückte diesen so schwermütigen Gedanken in unvergleichlichen Versen in "Hyperions Schicksalslied" aus. An anderer Stelle wird dagegen die Naturerfahrung als Heilmittel für ein (allzu) empfindliches Gemüt (das Gedicht "Da ich ein Knabe war") erfahren.

*Doch uns ist gegeben
Auf keiner Stätte zu ruhn
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen
Jahr lang ins Ungewisse hinab*

*Ich verstand die Stille des Äthers
des Menschen Wort verstand ich nie
Mich erzog der Wohllaut
des säuselnden Hains
und lieben lernt ich unter Blumen*

Wie elementar Raum und Mensch sich verbinden, zeigt sich auch auf tragische Weise am Beispiel Robert Schumanns, der sein großes Talent für die Musik kannte und dafür kämpfte, und doch erleben musste, dass ihm Anerkennung und ein fester Platz im Leben versagt blieben. Er hat in seiner letzten Lebens- oder Leidenszeit, erst 40 Jahre alt und unfähig zu sprechen, sich damit beschäftigt, auf einer *Landkarte Ortsnamen zu entdecken und sie in alphabetischer Ordnung aufzuschreiben* (aus einem Brief des Arztes des Endericher Siechenhauses an Clara Schumann).

Nach Arthur Schopenhauer sei es schwer zu finden, was über das bloße Dasein einen grundlegenden Sinn machen könnte (Einleitung zum zweiten Band "Die Welt als Wille und Vorstellung" - warum nicht umgekehrt, denn wie kann man einen Willen ohne eine vorausgegangene Vorstellung haben?). *Im unendlichen Raum zahllose leuchtende Kugeln, um jede von welchen etwa ein Dutzend kleinerer, beleuchteter sich wälzt, die inwendig heiß, mit erstarrter, kalter Rinde überzogen sind, auf der ein Schimmelüberzug lebende und erkennende Wesen erzeugt hat - dies ist die empirische Wahrheit, das Reale, die Welt. Jedoch ist es für ein denkendes Wesen eine missliche Lage, auf einer jener zahllosen im grenzenlosen Raum*

frei schwebenden Kugeln zu stehen, ohne zu wissen woher noch wohin, und nur Eines zu sein von unzählbaren ähnlichen Wesen, die sich drängen, treiben, quälen, rastlos und schnell entstehend und vergehend, in anfangs- und endloser Zeit: dabei nichts Beharrliches, als allein die Materie und die Wiederkehr der selben, verschiedenen, organischen Formen, mittelst gewisser Wege und Kanäle, die nun ein Mal da sind. Alles was empirische Wissenschaft lehren kann, ist nur die genauere Beschaffenheit und Regel dieser Hergänge.

Nun, von einem gewissen Standpunkt aus ist es auch tatsächlich „Nichts“ was da den unendlichen Raum füllt, nämlich zu Helium zerfallender Wasserstoff. Aber auf der Erde gibt es doch einige aufregende Besonderheiten, nämlich eine Ansammlung von besonderen Stoffen, Sauer- und Kohlenstoff und noch andere - es mag ja eine ungewollte, zufällige und somit wenig wertvolle Kombination sein, aber was daraus wurde ist nun von welchem Standpunkt auch immer kein Nichts; das hat der Griesgram doch erkannt, warum sonst hat er dicke Bücher geschrieben?

Sein Pudel, sein Mittagessen im Englischen Hof mit immerhin einer ganzen Flasche Rotwein - von einem gewissen pragmatischen Standpunkt aus gesehen war ihm das nicht „Nichts“. Auch er beehrte also und schließlich, als der Ruhm, den er als den *dickesten Happen auf dem Tisch der Eitelkeiten* bezeichnete, ihn schließlich erreichte, da geriet er in einen ziemlich ausgelassenen Freudenzustand. Er war der Meinung, dass sein *gesunder Lebenswandel* (bei einem ausgedehnten Mal und einer Flasche Wein täglich?) ihm 120 Jahre schenken würde. Warum nur diese (nicht erfüllte) Hoffnung, wenn das alles nur Nichts ist? Immanuel Kant hat ein diätetisches wie zeitkontrolliertes Leben geführt, es wird berichtet, dass man die Uhr justieren konnte, wenn er sich auf seinen täglichen Spaziergang aufmachte. Er erreichte das für seine Zeit biblische Alter von 80 Jahren, 8 Jahre länger als sein Jünger Schopenhauer.

Schopenhauer hat als scharfsinniger Denker - lässt man seine immerwährende Klage über die Nichtigkeit beiseite - ein wirkliches Raum-Zeit-Dilemma beschrieben (ebenfalls im zweiten Band seines Hauptwerkes, Kapitel 15). Wonach orientiert sich der Intellekt, der nun mal begrenzt ist? Nach der Zeit- oder nach der Raumdimension? Er sagt, die Begrenzung des Intellekts bewirkt, dass das Nebeneinander (der Raum) und das Nacheinander (die Zeit) nicht in ihrem Wechselspiel, aus dem das Geschehen erfolgt, zugleich erfasst werden kann und daher die Spur des Denkens nur einer Dimension folgen kann, die andere somit verdrängt wird. Seiner Meinung nach ist es die Zeit. Waren die Alten da nicht doch klüger, in dem sie das Jetzt - den Raum - an die erste Stelle setzen, die antizipierte Zeit an die zweite, und das Warum - braucht man es wirklich? - an die dritte?

Das jeweils Wichtigste kann in den Lebensabschnitten unterschiedlich sein. Ein Kind denkt räumlich, im Genuss der Anwesenheit von Personen und Gegenständen, wie man ja leicht beobachten kann. Man sollte sich diese Fähigkeit erhalten, denn vieles, was als Hoffnung auf die künftige Zeit sich darstellt, wird sich nicht erfüllen. Und das Warum bleibt doch oft ungeklärt oder stellt sich überhaupt nicht als drängende Frage ein. Da darf nicht Fernando Pessoa mit seinem Seufzer fehlen: *Ah, dass ich nicht alle Menschen und überall bin!* Wie er das Problem partiell überwand, sollte man einmal nachlesen.

Es gibt gleichwohl auch Epochen, die zeitlos waren. Das ist kein Widerspruch. Schaut man sich nur das Bild auf dem Deckblatt von Ludwig Richter aus dem mittleren 19. Jahrhundert an. Was sollte in dieser Landschaft sich verändern, als Bewegung, die das Gewohnte umwirft? Und Johann Christop Friedrich Guts Muhts, der Lehrer am Philanthropin in Schnepfenthal (heute wird man sagen eine Reformschule) war, beschreibt in seinem Buch "Deutsches Land und deutsches Volk" die Landschaften als *blühend und ihre Bewohner als zufrieden*. Das heute so als spießig bezeichnete Biedermeier! War es - von heute und in Ansehung dessen, was danach kam, die Materialschlachten der Weltkriege, gesehen - der Ausklang einer im Ganzen gesehen doch glücklichen Zeit?

Und doch warf diese Epoche nach und nach alles um, was Jahrhunderte im Wesentlichen unverändert geblieben war. Und jeden Monat entwichen Tausende der Bewohner - so heißt es in den amtlichen Annalen des angeblich so zufriedenen Großherzogtums Baden, um im gelobten Land (Amerika) neu anfangen zu können.

Von Ludwig van Beethoven wird berichtet, dass er auf seinem Totenbett gesagt haben soll - die Komödie des Lebens ist nun beendet (*finita est comedia*). Aber in trüben Stunden sagt man oft - um sich zu trösten - etwas, was nicht wahr ist. Denn wie sonst könnte man die sechste Symphonie, die ein pantheistisch-schönes Raumgemälde ist, verstehen? Sie ist nach Raummotiven geordnet mit dem folgenden Szenerien:

Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande.

Szene am Bach.

Lustiges Zusammensein der Landleute.

Gewitter, Sturm.

Hirtengesang / Frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm.

Johann Wolfgang von Goethe sah die Welt in einem warmem Licht ("Wilhelm Meisters Lehrjahre"). *Nachdem sie nicht ganz ohne Beschwerlichkeit die Höhe erstiegen, erkannten sie sogleich den angezeigten Platz an den schönen Buchen, die ihn umgaben und bedeckten. Eine große, sanft ab-*

hängige Waldwiese lud zum Bleiben ein; eine eingefasste Quelle bot die lieblichste Erquickung dar, und es zeigte sich an der andern Seite durch Schluchten und Waldrücken eine ferne, schöne und hoffnungsvolle Aussicht. Da lagen Dörfer und Mühlen in den Gründen, Städtchen in der Ebene, und neue, in der Ferne eintretende Berge machten die Aussicht noch hoffnungsvoller, indem sie nur wie eine sanfte Beschränkung hereintraten.

Die ersten Ankommenden nahmen Besitz von der Gegend, ruhten im Schatten aus, machten ein Feuer an und erwarteten geschäftig, singend die übrige Gesellschaft, welche nach und nach herbeikam und den Platz, das schöne Wetter, die unaussprechlich schöne Gegend mit einem Munde begrüßte.

*Dämmernd liegt der Sommerabend
Über Wald und grünen Wiesen
Goldner Mond im blauen Himmel
Strahlt herunter, duftig labend*

*An dem Bache zirpt die Grille
Und es regt sich in dem Wasser
Und der Wanderer hört ein Plätschern
Und ein Atmen in der Stille*

*Dorten, an dem Bach alleine
Badet sich die schöne Elfe
Arm und Nacken, weiß und lieblich
Schimmern in dem Mondenscheine*

Heinrich Heine („Buch der Lieder“)

*Hatte man oft zwischen vier
Wänden gute und fröhliche Stunden
zusammen genossen, so war man natürlich noch viel aufgeweckter hier, wo die Freiheit des Himmels und die Schönheit der Gegend jedes Gemüt zu reinigen schien. Alle fühlten sich einander näher, alle wünschten in einem so angenehmen Aufenthalt ihr ganzes Leben hinzu-bringen. Man beneidete die Jäger, Köhler und Holzhauer, Leute, die ihr Beruf in diesen glücklichen Wohnplätzen festhält.*

Indessen hatten die Frauen angefangen, Erdäpfel zu kochen und die mitgebrachten Speisen auszupacken und zu bereiten. Einige Töpfe standen beim Feuer, gruppenweise lagerte sich die Gesellschaft unter den Bäumen und Büschen. Die Gefühle der Gesellschaft erhöhten sich; man aß, trank und jubilierte und bekannte wiederholt, niemals schönere Augenblicke erlebt zu haben. Man möchte gern dabei gewesen sein oder befähigt sein, auf so einfachste Weise animiert zu sein.

*Dem Menschen ist der Mensch das Interessanteste, so war seine Meinung. Ob man die Köhler jedoch beneiden sollte, das ist eine andere Frage. Zu jener Zeit war das pantheistische Wohlgefühl in den „höheren Kreisen“ die letzte Mode und die Königin Marie Antoinette ließ sich im Park von Versailles ein *hameau*, ein Dörfchen, errichten und spielte dort die Rolle einer Schäferin. Wie aufgeblasen - das Schloss in Versailles - ist oft die künstlich*

geschaffene Welt zur natürlichen Landschaft. So sagt es Theodor Storm im folgenden Gedicht.

*Wir können auch die Trompete blasen
und schmetterten weithin durch das Land
doch schreiten wir lieber in Maientagen
wenn die Primeln blühen
und die Drosseln schlagen
still sinnend an des Baches Rand*

Als Prämisse ist das sehr bedenkenswert, was ja nicht ausschließt, dass man nur kontemplativ leben sollte, falls das überhaupt möglich wäre. Kurt Tucholsky hat diese Strophen an den Anfang seiner heiteren

Sommergeschichte „Schloss Gripsholm“ gestellt, eher ein Sehnsuchtsvers, denn *das goldene Herz und die eiserne Schnauze* - so seine Selbstbezeichnung - stand ja mitten in diesem rauen Klima der Weimarer Republik und dies an vorderster Stelle. Das Erleben der Sommergeschichte, die ja autobiographisch war und der er diese Verse voranstellte, hat ihn vielleicht dazu gebracht, sich daraus zurückzuziehen. Sein Grab ist nahe dem Schloss Gripsholm zu finden - 2015 war das 125. Geburts- und das 80. Todesjahr, was jedoch weitgehend unberücksichtigt blieb.

*Der Königssohn mach halt
Und nähert sich allein der reizenden Gestalt
Die, um zum wenigsten den Busen zu verzäumen
Genöthigt ist, den Alabasterglanz
Von zwei untadeligen Beinen
Der Lüsterheit der Männeraugen ganz
Wiewohl erröthend, Preis zu geben*

Es gibt ja viel zu sehen, was die Natur geschaffen hat, einschließlich uns selbst. Es müssen nicht immer anmutige Talauen oder erhabene Berggipfel sein,

sondern eine solche, von Christoph Martin Wieland beschriebene Landschaft („Hann und Gulpenheh – eine morgendländliche Geschichte“). Eine schöne Dame aufersteht aus dem Grabe, vor dem ein Königssohn mit seinem Gefolge trauert. Von diesen schönen Beinen geht nun der Blick auf das große Ganze.

Der bewohnte Erdkreis

Das große Ganze ist die Erde, genauer die Erdoberfläche. *Die Erde ist ein Planet, der sich in 24 Stunden einmal um seine Achse und, vom Mond begleitet, in einem Jahr einmal um die Sonne bewegt, von der er Licht und Wärme empfängt*, so sagte es herrlich lapidar Alexander Supan. Die Rotationsachse der Erde ist zur Umlaufebene geneigt, um 23 1/2 Winkelgrad. Und diese ja doch vergleichsweise geringe Abweichung zur Senkrechten, hat doch ungeheure Folgen. Je weiter ein Ort auf der Erdoberfläche von der Mitte, dem Äquator, entfernt ist, umso ausgeprägter ist der Wechsel von hellem Tag und dunkler Nacht im Jahresablauf und somit der Eintrag der Sonnenenergie. Daraus entsteht eigentlich, was eher südlich oder eher

nördlich für die belebte Natur bedeutet. Aber auch östlich und westlich, eher näher oder eher entfernter vom Weltmeer, und eher niedrig oder eher höher, das macht, dass *jeder Ort auf der Erde eine Individualität ist*, so der zweite Schlüsselsatz von Alexander Supan in seinem so inhaltsreichen Werk "Grundlagen der physischen Erdkunde" seit 1887 über 50 Jahre durch neuestes geographisches Wissen erweitert.

Was den Planeten auszeichnet ist seine Farbigkeit. Blau ist das Meer mit mehr als 2/3 der Erdoberfläche, grün die Regionen der Vegetation und damit der von uns bewohnten Gebiete, weiß die Eispanzer und ocker die Sand- und Geröllwüsten. Es ist die Sonne, die für dieses Farbenspiel verantwortlich ist. Ihre Licht- und Wärmestrahlen heben das Wasser aus dem Blauen als Wolken und diese - durch die Winde auf das Festland getrieben - bewirken das Grün der Pflanzenwelt. Das Wasser fließt zurück ins Blaue; der wichtigste unter den vielen Kreisläufen der Erdoberfläche. Wo es zu kalt ist, herrscht das Weiß und wo die Winde, die den ersehnten Regen bringen, nicht hinkommen die Ockerfarbe.

Der Begriff Orientierung, das Wissen, wo man ist, hat übrigens einen biblischen Hintergrund, denn er verweist auf den Orient, auf Jerusalem, den örtlichen Fixpunkt des Denkens der Alten Welt. Als die Welt der pazifischen Inseln entdeckt wurde, war man höchst erstaunt, dass deren Bewohner sich mit ihren leichten Booten auf den Seeweg machten, um "benachbarte" Inseln zu besuchen, die Hunderte von Kilometern entfernt waren. Wie konnten sie dies, ohne Kompass, ohne GMP? Ihre Navigation war die genaueste Beobachtung des Sonnenstands, der Meeresströme, der Bewegung der Fischeschwärme und Vogelzüge, diese Lebewesen, die die großartigsten Navigatoren sind.

Columbus war wohl kein Mathematiker, denn sonst hätte er wissen müssen, dass er nicht das ersehnte Indien, wo die begehrten Gewürze herkommen, sondern die Neue Welt entdeckt hatte. Erasthotenes hatte in der Antike nicht nur die Kugelgestalt der Erde ermittelt sondern auch ihren Umfang bestimmt. Columbus hätte wissen müssen, dass die zurückgelegte Strecke noch viel zu kurz war, um am Ziel zu sein.

Friedrich Nietzsche hat sich nördlich-südliche Gedanken gemacht. *Fleiß im Süden und Norden - Der Fleiß entsteht auf zwei ganz verschiedene Arten. Die Handwerker im Süden werden fleißig, nicht aus Erwerbstrieb, sondern aus der beständigen Bedürftigkeit der anderen. Weil immer einer kommt, der sein Pferd beschlagen, einen Wagen ausbessern lassen will, so ist der Schmied fleißig. Käme niemand, so würde er auf dem Markte herumlungern. Sich zu ernähren, das hat in einem fruchtbaren Lande wenig Not, dazu brauchte er nur ein sehr geringes Maß von Arbeit, jedenfalls keinen Fleiß; schließlich würde er betteln und zufrieden sein. Der Fleiß englischer*

Arbeiter hat dagegen den Erwerbssinn hinter sich: er ist sich seiner selbst und seiner Ziele bewusst und will mit dem Besitz die Macht, mit der Macht die größtmögliche Freiheit und individuelle Vornehmheit. Seltsam wie er den englischen Arbeiter in seiner Zeit des aggressiven Hochkapitalismus und der Ausbeutung sieht. Dazu weiter unten mehr. Aber es trifft auch zu: im arkadischen Süden beschenkt die Natur den Menschen mit dem, was er braucht, im Norden muss er sich die Zukunft erarbeitet haben - bevor der strenge Winter seine Herrschaft antritt.

Der immer sich plagende und durch Krankheiten geplagte Friedrich Nietzsche hat ständig Orte zur Erbauung aufgesucht, sei es Rapallo an der italienischen Küste - das anmutige Naturerlebnis an der Küste - oder Sils Maria - die erhabene Wuchtigkeit der Hochalpen. *Et in Arcadia ego. - Ich sah hinunter, über Hügel-Wellen, gegen einen milchgrünen See hin, durch Tannen und altersehnste Fichten hindurch: Felsbrocken aller Art um mich, der Boden bunt von Blumen und Gräsern. Eine Herde bewegte, streckte und dehnte sich vor mir; einzelne Kühe und Gruppen ferner, im schärfsten Abendlichte, neben dem Nadelgehölz; andere näher, dunkler; alles in Ruhe und Abendsättigung. Die Uhr zeigte gegen halb sechs. Der Stier der Herde war in den weißen, schäumenden Bach getreten und ging langsam widerstrebend und nachgebend seinem stürzenden Laufe nach: so hatte er wohl seine Art von grimmigem Behagen. Zwei dunkelbraune Geschöpfe, bergamasker Herkunft, waren die Hirten: das Mädchen fast als Knabe gekleidet. Links Felsengänge und Schneefelder über breiten Waldgürteln, rechts zwei ungeheure beeiste Zacken, hoch über mir, im Schleier des Sonnenduftes schwimmend - alles groß, still und hell. Die gesamte Schönheit wirkte zum Schauern und zur stummen Anbetung des Augenblicks ihrer Offenbarung; unwillkürlich, wie als ob es nichts Natürliches gäbe, stelle man sich in diese reine scharfe Lichtwelt (die gar nichts Sehendes, Erwartendes, Vor- und Zurückblickendes hatte) griechische Heroen hinein; man musste wie Poussin und sein Schüler empfinden: heroisch zugleich und idyllisch. Und so haben einzelne Menschen auch gelebt, so sich dauernd in der Welt und die Welt in sich gefühlt, und unter ihnen einer der größten Menschen, der Erfinder einer heroisch-idyllischen Art zu philosophieren: Epikur. Hätte er doch von Epikur oder von Immanuel Kant gelernt, wie man sich sein Leben nicht verdirbt!*

Die erste Geographie

Die Individualität(en) auf einen Schild zu schmieden, das konnte nur Hephaistos, der rauhe und rauchgeschwärzte Gott, adoptierter Sohn der Nymphe Thetis und Gatte von Aphrodite, der lieblichsten, jedoch untreuen Bewohnerin des Olymps. Thetis hat einen Wunsch, Achilles braucht einen Schild, Helm und Schwert. Nachdem Thetis und Aphrodite sich beschnuppert und die neuesten Meldungen aus Troja ausgetauscht sowie die Ele-

ganz ihrer Bekleidung erörtert haben, wird Hephaistos herbeigerufen und ihm die Arbeit zugewiesen, die Waffen zu schmieden (Homer, der zweite Abschnitt des 18. Gesangs der Ilias). Eine erste wie umfassende Geographie entsteht, was kein Wunder ist, da die Götter die Welt vom Olymp aus überblicken. Aus fünf Schichten gedrängt war der Schild und mit einem silbernen Tragriemen versehen. Es folgt die gekürzte und sprachlich von mir angepasste Fassung der Übersetzung von Johann Heinrich Voss 1793, so ein bisschen Hexameter-Schreiten des Originals ist hoffentlich erhalten.

Zuerst schuf er die Erde, und das wogende Meer, und den Himmel, auch den vollen Mond, und die rastlos laufende Sonne, und auch alle Gestirne, die rings den Himmel umleuchten. Danach schuf er zwei Städte. Die eine schmückte er mit einem hochzeitlichen Fest und Gelage. Bräute aus den Kammern, geführt beim Scheine der Fackeln, gingen einher und hell erhob sich das Brautlied. Tanzende Jünglinge drehten behende sich unter dem Klange, der von den Flöten und Harfen ertönte, und die Weiber standen bewundernd vor ihren Wohnungen, jeden betrachtend.

*Auf dem Markt war das Volk versammelt, denn zwei Männer zankten sich, und haderten wegen der Sühnung um einen erschlagenen Mann. Es be-
teuerte der eine dem Volke, alles hab' er bezahlt, der andere leugnete die
Zahlung. Beide begünstigten eifrige Helfer, doch Herolde bezähmten die
Schreienden. Die Greise saßen umher im heiligen Kreis auf gehauenen
Steinen, und, in die Hände den Stab nehmend, standen sie nacheinander
auf, und sprachen ihr Urteil. Mitten im Kreis lagen zwei Talente aus Gold,
dem bestimmt, der von ihnen das gerechte Urteil spräche.*

*Die andere Stadt umgaben zwei Heere mit Krieg, leuchtend im Waf-
fenglanz. Die Belagerer drohten zweifach: Auszutilgen die Stadt, oder alles
Gut, das die Stadt in den Mauern verschlösse, zu teilen. Die Städter ver-
warfen es stolz, und rüsteten sich zum Hinterhalte, die Mauern indes be-
wachten die Weiber, die Kinder und die Greise, während die Männer enteil-
ten, von Ares geführt und von Pallas Athene.*

*Als sie den Ort erreichten, den sie zum Hinterhalt gewählt, nahe dem Bach,
wo zur Tränke das Vieh von der Weide geführt ward, versteckten sie sich,
abwärts saßen indes zwei Späher. Bald erschienen die Herden der Geg-
ner, von zwei Feldhirten begleitet, welche, den Trug nicht ahnend, mit Flö-
tenklang sich ergötzten. Schnell auf die Kommenden stürzte aus dem Hin-
terhalte die Heerschar, raubten und trieben die Herden hinweg und er-
schlug die Hirten. Die Belagerer, sobald sie das Getöse vernahmen, spran-
gen schnell auf die Wagen, stürmten in fliegendem Lauf herbei. Hin und
her flogen die ehernen Kriegslanzen. Zwietracht tobte und Tumult ringsum,
die Leiber der Entseelten voller Blut.*

An anderer Stelle schuf der göttliche Schmied ein Brachfeld, locker und fruchtbar, und viele Männer trieben die Joche umher, und lenkten sie hier und dorthin. Und oft reichte ein Mann den Becher des herzerfreuenden Weines, jeglichem dar nach der Ordnung. Diese wandten sich dann wieder zum Furchen, freudigen Muts, das Ende der tiefen Flur zu erreichen.

Wieder an anderer Stelle schuf er ein Feld, wo die Schnitter mähten, hinter den Mähern sammelten Knaben die Ähren, andere banden mit Seilen aus Stroh die Garben. Der Herr stand stillschweigend bei ihnen, den Stab in den Händen, und freute sich herzlich. Unter der Eiche bereiteten Diener eine Mahlzeit, rasch um den großen Stier, den sie schlachteten, Weiber in dessen streuten weißes Mehl zum labenden Mahl für die Ernter.

Daneben bildete der Schmied ein Rebengefilde aus Gold, schwärzlich glänzten die Trauben, und die Pfähle aus lauterem Silber standen gereiht, umgeben von einem Graben in dunkler Bläue des Stahls, samt dem Gehege von Zinn. Ein Pfad führte zum Rebhain, für die Träger zu gehn, in der Zeit der fröhlichen Lese, Jünglinge, aufjauchzend vor Lust, und rosige Jungfrauen trugen die süße Frucht in schöngeflochtenen Körben. Mitten auch ging ein Knabe in der Schar, aus klingender Leier lockt' er gefällige Töne, und sang den Reigen von Linos mit hellgellender Stimme, und ringsum tanzten die andern, froh mit Gesang und Jauchzen und Sprüngen ihn begleitend.

Eine Herde auch schuf er, einige Tiere waren aus Gold geformt, aus Zinn die andern. Laut mit Gebrüll vom Hof' enteiltten sie dort auf die Weide. Hirten begleiteten die Rinder, vier an der Zahl, auch folgten neun schnellfüßige Hunde. Zwei entsetzliche Löwen, gestürzt in die vorderste Reihe der Herde, fassten den dumpf aufbrummenden Stier; und mit lautem Gebrüll ward er weggeschleift, die Hunde und Jünglinge folgten ihnen schleunig, aber vergebens scheuchten die Hirten die Hunde, denn die zuckten zurück, die Löwen zu fassen.

Eine Trift auch erschuf der hinkende Feuerbeherrscher. Im anmutigen Tal, durchschwärmt von silbernen Schafen, lagen Gehege, Hütten und schirmende Ställe. Einen Reigen auch schlang er um den Schild, blühende Jünglinge und vielgefeierte Jungfrauen tanzten dort den Ringeltanz, an der Hand einander sich haltend. Schöne Gewänder umschlossen die Jünglinge, und die Mädchen verhüllte zarte Leinwand. Jegliche Tänzerin schmückte ein lieblicher Kranz, und den Tänzern hingen goldene Dolche zur Seite an silbernen Riemen. Kreisend hüpften sie mit schöngemessenen Tritten herum. Auch die Gewalt des Stromes Okeanos bildete er ringsum am äußersten Rand des schönvollendeten Schildes.

Schließlich übergibt Thetis das Ergebnis dieser sorgfältigen Arbeit ihrem Sohn, das weitere ergibt sich aus den folgenden Gesängen. Wie war es möglich, dass in dieser Frühzeit des Geisteslebens diese inhaltlich wie sprachlich so reiche Geographie niedergeschrieben werden konnte?

Friedrich Wilhelm Hegel hat in seiner „Philosophie der Geschichte“ sich darüber Gedanken gemacht, in dem er sagt, dass *der Naturzusammenhang des Volksgeistes ein Äußerliches ist, aber insofern wir ihn als Boden, auf welchen sich der Geist bewegt, betrachten müssen, ist er wesentlich und notwendig eine Grundlage. Die Naturunterschiede müssen nun zuvörderst auch als besondere Möglichkeiten angesehen werden, aus welchen sich der Geist hervortreibt, und geben so die geographische Grundlage.* Und mit Blick auf Griechenland heißt es dann weiter: *Das Land besteht aus einem Erdreich, das auf vielfache Weise im Meere zerstreut ist, aus einer Menge von Inseln und einem festen Lande, welches selbst inselartig ist. Nur durch eine schmale Erdzunge ist der Peloponnes mit dem selben verbunden; ganz Griechenland wird durch Buchten vielfach zerklüftet. Alles ist in kleine Partien zerteilt und zugleich in leichter Beziehung und Verbindung durch das Meer. Berge, schmale Ebenen, kleine Täler und Flüsse treffen wir in diesem Lande an; es gibt dort keinen großen Strom und keine einfache Talebenen, sondern der Boden ist durch Berge und Flüsse verschieden gestaltet, ohne dass eine einzige großartige Masse hervortritt.*

Es ist somit diese Verteiltheit und Vielfältigkeit, die der mannigfachen Art griechischer Völkerschaften und der Beweglichkeit des griechischen Geistes vollkommen entspricht. Dies ist der elementarische Charakter des griechischen Geistes. An anderer Stelle sagte er, dass das Bewusstsein in der griechischen Epoche glücklich war, weil in der Polis (dem Örtlichen) der Raum und dessen Bereicherung durch das von Menschen geschaffene Kunstschöne den festen Rahmen bildet. Und dementsprechend ist das Verschwinden des reichen Örtlichen ein Vorgang, der unglücklich machen kann. Wenn man so durch heutige Agrar- und Stadtwüsten streift, so kann man schon trübsinnig werden.

Grad wie im Leben lässt sich mit nochmaligem Blick auf den homerischen Schild sagen. Der Raum trennt und vereinigt die Lebensvielfalt. Während die einen bleiben, wo sie geboren wurden, werden andere als Soldaten in die Heeresrolle übernommen. Noch geht niemand in eine Schule. Homer - wer immer es war - konnte sicherlich nicht ahnen, dass es eines Tages eine Pflicht vornehmer Athener sein würde, sein Werk auswendig zu lernen. Wie später viele die Bibel erlernten und vermutlich den Beginn - die Erschaffung der Welt - am besten memorieren konnten.

Der Schöpfungsgedanke

In schöner, göttlicher Knappheit teilt Moses („1. Kapitel des ersten Buchs Mose“) mit, wie diese Vielfalt entstanden ist, das Sechstageswerk.

Im Anfang schuf Gott die Himmel und die Erde.

Und die Erde war wüst und leer, und Finsternis war über der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte über den Wassern.

Und Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht.

Und Gott sah das Licht, dass es gut war; und Gott schied das Licht von der Finsternis.

Und Gott nannte das Licht Tag, und die Finsternis nannte er Nacht. Und es ward Abend und es ward Morgen.

Und Gott sprach: Es werde eine Ausdehnung inmitten der Wasser, und sie scheide die Wasser von den Wassern!

Und Gott machte die Ausdehnung und schied die Wasser, welche unterhalb der Ausdehnung, von den Wassern, die oberhalb der Ausdehnung sind. Und es ward also.

Und Gott nannte die Ausdehnung Himmel. Und es ward Abend und es ward Morgen.

So weit ist der Raum festgelegt und nun wird er ausgefüllt - wie bei Homer - mit der Welt der Pflanzen und Tiere. Schließlich - am sechsten Tag - wird der Mensch geschaffen und - nachdem er auch schnell sündigte, weil er wissen wollte, warum es ihn gibt - mit dem Auftrag, die Erde unter Mühen sich untertan zu machen - aus dem Paradies vertrieben. Wie es mit dem Menschen weiterging haben die Mönche des 9. nachchristlichen Jahrhunderts nicht näher in Worten sondern in laufenden Bildern - heute wird man sagen als Comic - beschrieben, so etwa in der Grandval - Bibel 840 n. Chr. durch die karolingische Buchmalerschule von Tours geschaffen. Durch die Dürre des Bodens haben die Mönche den Kontrast zur paradisi-schen Fülle deutlich machen wollen.

Aber der Schöpfer war nicht so erbarmungslos mit den Sündern. Und es ist gar nicht vorstellbar, um wie viel schöner als das, was Pieter Breughel in seinen Bildern - und am schönsten im Flug und Sturz des Ikarus - gesehen und gemalt hat, das Paradies gewesen sein könnte.

Und man sieht auf diesem Gemälde, wie zufrieden und sorgfältig der Landmann, der Angler und der Hirte sich ihrer Arbeit widmen. Aber der Hirte bildet doch das Zusätzliche, er blickt - da die Hunde ihm die meiste Arbeit, das Gehege zu sichern, abnehmen - nach oben. Sieht er himmlisches Vergnügen oder seine Nichtigkeit? Ikarus wollte zu den Sternen greifen und stürzt ins Meer und auch nach dem Inhalt dieses wunderbar philosophischen Gemäldes dürfte es für den tollkühnen Ikarus - nur seine Beine un-

terhalb des Schiffes sind zu sehen - noch möglich gewesen sein, das feste Ufer zu erreichen.

Das Gute und das Böse

Damit muss man sich auch beschäftigen. So seufzt auch Immanuel Kant in seinem Spätwerk über die Religion im ersten Buch (Kapitel) "Von der Einwohnung des bösen Prinzips neben dem guten".

Wer immer sich im Gehege eines ewigen Glückszustandes zu befinden glaubt, wird schließlich erleben, dass dieser schal und langweilig werden muss. Die Adligen, die sich aus der Arbeit anderer allen Luxus aneignen konnten, wurden oft verrückt: Sie aßen nicht mehr, somit Stoffzunahme, sondern sie fraßen. Und um dies zu können, erbrachen sie das Gegessene um ein weiteres Mal ein Mahl mit siebzehn Gängen einnehmen zu können. *Poor richs* kann man nur anmerken. Wenn das Leben durch unverdienten Konsum verbraucht wird, wird es öde. Das schal-unglückliche Bewusstsein schweift umher, ohne irgendeinen Halt zu finden, es sei denn im Abenteuer des Krieges. So dürfte es zu verstehen sein, dass die Ritterheere nach der ersten Jahrtausendwende nicht das heilige Grab in Jerusalem, sondern das Abenteuer suchten und schließlich das zweite Rom, Byzanz, plünderten. So soll es auch in Rom - nachdem altrömische Zucht der spät-römischen Dekadenz gewichen war - zugegangen sein und damit wird verständlich, warum sich Lucius Annaeus Seneca nach einem einfachen Leben sehnt und seinen Raum- und Zeitgenossen einen Spiegel vorhalten wollte. Dies nach dem Motto, wenn jeder und jede dem gesunden Hausverstand - der Vernunft in Ansehung der gegenwärtigen Umstände, die ja räumlich bedingt sind - folgt, dann herrscht das erreichbare Glück, und man braucht keine Ethik. Die braucht man ja nur deswegen, weil jeder und jede zum Schlimmsten befähigt sind. Leider, muss man hinzufügen. Die Utopie und Sehnsucht ist überschrieben als "Das Schauspiel der Natur". (90. Brief an Lucillius).

Die Männer von einst waren keine Weisen, mochten sie auch handeln, wie es Weisen zukommt, und man wird kaum einem anderen Zustand der Menschheit den Vorzug einräumen; ja, sollte die Gottheit einem erlauben, das irdische Wesen zu formen und den Völkern Gesittung zu bringen, er würde nur die Lebensart jener Menschen gutheißen, bei denen nach der Überlieferung »Keine Bebauer die Hand an das Ackerland legten; Unrecht war's noch, ein Feld zu besitzen und Grenzen zu ziehen. Alle erwarben für alle, und willig brachte die Erde zwanglos alles hervor« (Vergil, Georgica).

Nichts Beglückteres als dieses Zeitalter! Vereint genoss man die Natur. Sie genügte, Allmutter und Schützerin; sie, die Gewähr für sorglosen Besitz ge-

meinsamer Fülle. Und dieses Menschengeschlecht, in dem sich kein Armer gefunden hatte, sollte ich nicht das reichste nennen?

Da brach aber in diesem Idealzustand Habgier ein: im Bestreben, das und jenes beiseite zu bringen und sich anzueignen, entfremdete sie dem Gemeinbesitz alles und zwang es aus der Ungemessenheit in enge Grenzen. Habsucht ließ verarmen; durch Gier nach vielem verlor sie alles. Lass sie jetzt versuchen, den Verlust zu ersetzen, den Nachbar mit Geld oder widerrechtlich zu vertreiben und so Grundstück an Grundstück zu fügen; lass sie ihre Felder zum Umfang ganzer Provinzen ausdehnen, ihren Besitz nach der Zeitdauer für seine Bereisung messen - keine Landerweiterung wird uns je wieder auf den Stand unseres Anfangs bringen. Haben wir das Möglichste getan, werden wir viel besitzen - alles besaßen wir!

Unbearbeitet war die Erde selbst ertragreicher, freigebig für die Nutzung durch Völker ohne Raubbauwirtschaft. Es machte gleiche Freude, Erzeugnisse der Natur zu entdecken wie dem anderen zu zeigen; keiner konnte Überfluss oder Mangel haben; in Eintracht teilte man. Noch tat der Starke dem Schwachen keine Gewalt an; noch legte sich keiner aus Habgier versteckte Vorräte an und entzog damit seinem Nächsten dringend Nötiges. Vielmehr sorgte man für ihn wie für sich.

Noch ruhten die Waffen; die Hände, unbefleckt von Menschenblut, kehrten sich in Hass nur gegen wildes Getier. Jene Menschen, die dichter Wald vor Sonnenhitze schützte, die gegen Winterkälte oder Regen durch dürftiges Obdach aus Zweigen gesichert lebten, verbrachten ohne Seufzen ihre Nächte - uns quält Sorge auf purpurnem Lager, schreckt uns mit quälendem Stachel auf.

Wie anders, als noch harter Boden den Menschen sanften Schlummer schenkte! Über ihnen breitete sich keine kunstvoll getäfelte Decke; im Freien schliefen sie, über ihnen die gleitenden Sterne und das erhabene Schauspiel der Nacht: das All vollzog seinen Umschwung in lautloser Erfüllung des gewaltigen Werkes. Bei Tag und Nacht genossen sie freie Aussicht aufs herrliche Weltgebäude: nach Belieben konnten sie Sternbilder vom Himmelspol herabsinken, andere wieder aus der Verborgenheit aufsteigen sehen. Welche Lust, sich in einem so weiten Reich der Wunder zu ergehen!

Während ihr zittert bei jedem Geräusch im Haus und wie von Sinnen davonstürzt, wenn sich zwischen euren Gemälden etwas rührt! Häuser von Stadtgröße gab es damals noch nicht. Freies Wehen bewegter Luft durch offenes Gefilde, leichter Schatten von Fels und Baum, frisch rieselnde Quellen und Bäche ohne naturwidrige Entwürdigung durch Röhren oder erzwungenen Lauf, ungekünstelt schöne Wiesen und mittendrin ein ländli-

ches Haus, von Bauernhand geweißt, ein Haus nach der Natur, in dem sich's wohnen ließ, ohne etwas von ihm, ohne etwas für es selbst befürchten zu müssen. Doch heute bildet Hausbesitz einen Hauptbestand unserer Sorge.

Einst suchte man noch nicht nach Gold, Silber und durchscheinenden Steinen im Bodengrund der Erdentiefe; man tat auch den sprachlosen Wesen noch nichts an; niemand dachte daran, einen ändern - wenn nicht gerade aus Zorn oder Furcht - nur des Schauspiels wegen umzubringen. Gestickte Kleider waren noch unbekannt, Gold wurde so wenig gewirkt wie gegraben.

Den Gedanken eines ursprünglichen Zustandes des Einfachen und der Zufriedenheit und die Sehnsucht danach griff Jean-Jacques Rousseau wieder auf, mit gewaltigen historischen Folgen, wie man weiß. Selbst Immanuel Kant soll über dem Lesen des "Emile" den Mittagsschlaf versäumt haben! Voltaire war dagegen empört über die *Tollheit*, den Naturzustand als Ideal und alles Unheil auf dieser Welt auf die Gesellschaft und die Zivilisation zurückführen zu wollen. *Man bekommt Lust auf allen Vieren zu kriechen*, meinte er. Lag Rousseau gleichwohl so falsch? Es ging ihm ja nicht darum, die Güter der Natur - ohne sie zu erschöpfen - zu nutzen, sondern um gegen die Gewalt der Kriegsherrn anzukämpfen! Zu allen Zeiten wurde sie verherrlicht, wie zum Beispiel das Reiterstandbild des Condottiere Bartolommeo Colleoni zeigt, das Andrea del Verrocchio im Auftrag der Republik Venedig schuf.

Der Widerspruch zur Schöpfungsgeschichte - als Naturzustand gesehen - ist nicht zu übersehen. Am Besten löst man den wahrgenommenen Widerspruch zweidimensional auf: Auf der Senkrechten ist die Naturbedingtheit, auf der Waagrechten der Wille, der sich des Denkvermögens bedient (was man den Geist nennt - der wiederum zum Gemüt, das das Begehren weckt, im Kontrast steht).

Die Naturbedingtheit in die zweite Rolle dessen, was zählt, zu verweisen, ist einigermaßen überheblich. *Die bildende Kunst ist von solcher Vortrefflichkeit, dass sie sich nicht nur den Erscheinungen der Natur zuwendet, sondern unendlich viel mehr Erscheinungen als die Natur hervorbringt.* Diese Bemerkung wird von Leonardo da Vinci überliefert. Was hat er denn so vortreffliches gefunden? Etwas, das fliegen kann, zum Beispiel? Aber sein Flieger konnte nicht fliegen, wie Nachbauten bewiesen. Aber eine Libelle, die kann es seit Millionen von Jahren ohne abzustürzen. Und eine lebendige Mona Lisa dürfte attraktiver gewesen sein, als die gemalte.

So kann man bei Jean-Jacques Rousseau nicht nur etwas Überspanntes sondern auch etwas Sinnvolles finden: die Hinwendung zum Pantheismus -

und damit auch zur Schöpfungsgeschichte, die nicht endet. Hätte doch Charles Darwin etwas Pantheistisch-Wohllollendes mit in seine Schriften übernommen! So hätte er mit Kinderaugen auf das wunderbare produktive Milieu der Natur geschaut und nicht im Wissenschaftsjargon Begriffe wie Zuchtwahl verwendet. Gleichwohl sein Willen zu sehen, in seinen botanischen Gewächshäusern geduldig das Wirken der Natur abzuwarten, und sich davon irritieren zu lassen und die Warum - Frage zu stellen, ist bewunderungswürdig.

Ist es nicht so, dass die Last der aus dem Paradies Vertriebenen nicht darin besteht, dass sie den kargen Boden - der ja in vielen Weltteilen zum Beispiel an den Ufern des Euphrat, des Tigris und des Nils keineswegs karg ist, ganz im Gegenteil zwei oder drei Ernten im Lauf eines Jahres erlaubt - bearbeiten müssen, sondern dass das Böse im Gemüt der Vertriebenen immer mehr sich bemerkbar macht. Darüber macht sich Seneca seine Gedanken - wie schon dargestellt - und Horaz meinte, dass im Lauf der Generationen dieses Böse gegenüber dem Guten immer bedeutender wird, eine "positive" Rückkopplung mit Aussichten, die ja schaudern machen.

*Aetas parentum, pejor avistulit
Nos nenequiores, mox daturos
Progenium vitiosorem.*

*Das Zeitalter der Eltern, schlechter als
das der Großeltern, hat uns Nichtswür-
digere erzeugt, die wir bald eine noch
lasterhaftere Nachkommenschaft her-
vorbringen werden.*

So ein Schurke war Oliverotto von Fermo, wie Niccolò Machiavelli in „Der Fürst“ berichtet. Er wurde von seinem Onkel Giovanni Fogliani aufgezogen, militärisch von den Vitelli's, in deren Heer er sich bewährte. Mit Billigung der Vitelli und der einiger Bürger seiner Heimatstadt fasste er den Plan Fermo zu besetzen. So schrieb er an seinen Onkel, er wolle ihn und seine Stadt mit einigen Freunden und Dienern besuchen und *ein wenig nach seinem väterlichen Erbe sehen*. Giovanni (der Ziehvater) ließ es darum auch an keiner gebotenen Höflichkeit dem Neffen gegenüber fehlen; auf seine Veranlassung empfingen die Bürger von Fermo Oliverotto mit allen Ehren. Er selbst lud seinen Onkel und die ersten Bürger von Fermo zu einem prunkvollen Gastmahl ein.

Als die Tafel aufgehoben war und die Vergnügungen, die bei dergleichen Festlichkeiten üblich sind, beendet waren, brachte Oliverotto geschickt die Rede auf gewisse gefährliche Themen, indem er über die Größe des Papes Alexander sowie seines Sohnes Cesare Borgia und über deren Unternehmungen sprach. Während Giovanni und die anderen auf diese Auslassungen antworteten, erhob er sich plötzlich und sagte, das seien Dinge, über die man an einem geheimen Ort sprechen müsse; darauf zog er

sich in ein Zimmer zurück, in das ihm Giovanni und alle anderen Bürger folgten.

Kaum hatten sie jedoch Platz genommen, da traten aus versteckten Nischen Soldaten hervor und machten Giovanni und alle anderen nieder. Nach diesem Mord schwang sich Oliverotto aufs Pferd, jagte durch die Stadt und belagerte die Stadtoberen im Rathaus, so dass diese aus Furcht gezwungen waren, ihm zu gehorchen und eine Regierung zu bilden, der er sich als Fürst vorstellte. Nachdem alle umgebracht waren, die ihm aus Unzufriedenheit hätten schaden können, festigte er seine Herrschaft durch eine Neuordnung von Verwaltung und Heer, so dass er für die Dauer eines Jahres, während dessen er die Fürstenherrschaft innehatte, nicht nur in der Stadt Fermo in Sicherheit war, sondern auch von allen seinen Nachbarn gefürchtet wurde. Sein Sturz wäre ebenso schwer herbeizuführen gewesen wie der des Agathokles, wenn er sich nicht von Cesare Borgia hätte täuschen lassen, als dieser in Senigallia - wie oben erwähnt - die Orsini und Vitelli gefangen nahm; dort wurde auch er ein Jahr nach dem Mord an seinem Onkel festgenommen und mit Vitellozzo, der ihm ein Lehrer der Tüchtigkeit wie auch der Verbrechen gewesen war, gemeinsam erdrosselt.

Niemand

*Ich bin König Niemand
trage mein Niemandsländ
in der Tasche*

*Mit Fremdenpass reise ich
von Meer zu Meer
Wasser deine blauen
deine schwarzen Augen
die farblosen*

*Mein Pseudonym
niemand
ist legitim*

*Niemand argwöhnt
dass ich ein König bin
und in der Tasche
trage mein heimatloses Land*

Czernowitz

*Friedliche Hügelstadt
von Buchenwäldern umschlossen
Weiden entlang dem Pruth
Flöße und Schwimmer*

*Maifliederfülle
um die Laternen
tanzen Maikäfer
ihren Tod*

*Vier Sprachen
verständigen sich
verwöhnen die Luft
Bis Bomben fielen
atmete glücklich
die Stadt*

Und trifft es nicht zu, dass die Schraube des Bösen sich immer tiefer ein-gräbt? In der Literatur spiegelt sich die Veränderung der Bewusstseinslage. Im "Sturm und Drang" hat nur noch das Böse - der gewollte Konflikt - Reiz,

die Schäferidylle - das Ausmalen des Guten - konnte niemand mehr lesen, ohne zu gähnen. Der heitere wird zum trüben Blick auf die physischen wie mentalen Landschaften und mit der Hitlergeneration werden die Kettenhunde des Bösen auf umfassendste Weise von der Kette gelassen. Rose Ausländers beide Gedichte beschreiben in wenigen Worten einen der vielen Endpunkte des Bösen.

Kein Kriegsgerät wird in meinem Reich geduldet!

Es gehört zu dem Erstaunlichsten in der Literaturgeschichte, wenn William Shakespeare, der ja nicht fehlen darf, vor dem höfischen Publikum in Londons Whitehall 1611 den Menschenfreund Gonzalo im Alterswerk "Der Sturm" folgendes sagen lässt: *Ich würde das Gemeinwohl einzig fördern, durch Gegenseitigkeit, und keine Art von Handel, auch kein Amt, und keine Schule hier dulden. Arme, Reiche kennt man nicht, nicht Dienstbarkeit, Verträge, Erbschaft, Grenzen, und Zäune, weder Wein- noch Ackerbau, desgleichen kein Metall, kein Korn, kein Öl, und keine Arbeit. Jedermann ging' müßig, die Weiber ebenso, doch keusch und rein. Regierung gäb' es nicht. Alles gemeinsam bringt Natur hervor. Ganz ohne Müh' und Schweiß. Verrat. Betrug. Schwert. Lanze. Messer. Waffen jeder Art, und Kriegsbedarf sind nicht bei mir geduldet. Für mein unschuldig Völklein spendet Alles Natur im Überfluss aus eignen Gaben.*

Alonso (König von Neapel) antwortet: *Ich bitt' dich, schweig'. Du schwatzezt Nichtigkeiten.*

So sah es wohl auch Friedrich II., als der "Große" bezeichnet, ein Hasardeur unter den Alonso's, der nur durch einen Zufall gerettet wurde, nachdem er einen Krieg nach dem anderen angezettelt hatte und sich doch als *erster Diener des Staates* bezeichnet hatte. Was für eine Camouflage! Und dem armen Voltaire, der da wohl nicht klar gesehen hatte, ließ er auf seiner Flucht aus Sanssouci in Frankfurt von Häschern die verliehenen Wohltaten, Geld, Schmuck und Orden, wieder abnehmen.

Und Kriegsbedarf wird bei mir nicht geduldet. Ist das nicht das erste aller Menschenrechte? Ich möchte den Satz mindestens fünfmal unterschreiben. Und in welcher Verfassung ist er verankert? Immanuel Kants Schrift "Über den ewigen (andauernden) Frieden" ist de facto von den Alonso's ebenso verlacht worden wie Gonzalos Programm. Wie der irregeleitete Goethe vor Napoleon in Erfurt dienerte und sich erfreut zeigte, dass der Empeurer ihm einige nette Worte zukommen ließ. Das erbärmliche - zumal weil unnötige - Kriechen des Geistes vor der Brutalität, nichts anderes.

Jedoch, es hilft nichts, wenn diese Anthologie überhaupt fortgesetzt werden kann, gilt es zurück zu kehren zum Elementaren - zum Boden, zur Luft,

den Sonnenstrahlen, und zum Wasser - das größte Vermögen auf der Erde.

Die Gesteine und der fruchtbare Boden

Der Planet erkaltete an seiner Oberfläche, drei Sphären oder Hüllen bildeten sich heraus, die des festen Grundes, die des Wassers und die der Luft. Die Sonnenstrahlen brachten die notwendige Energie, ohne die die Proportionalität der Elemente und Hüllen - die sich erhaltenden Kreisläufe - nicht entstehen konnten. Die Gesteine zerfallen und mit Hilfe der kleinen und großen Pflanzen, der Ameisen und Regenwürmer entstand der lockere und somit immer fruchtbarere Boden, die Krume.

Goethe hat sich von der Leidenschaft, der Welt der Gesteine Aufmerksamkeit zu widmen, hinreißen lassen. Auf seiner italienischen Reise geht es zwar auch um Kultur, Kunst, Zeugen des glücklichen Altertums und nicht zu vergessen um schöne Frauen, Lady Hamilton zumal, aber noch mehr um Gesteinsformationen, die ihre Entstehungsgeschichte berichten. Den Granit, der im Moment des archaischen Erkalts der Erdoberfläche sich aus den Körnchen des Feldspats, des Quarz und des Glimmers bildet, würdigte er anlässlich einer Harzreise wie folgt („Über den Granit“):

Mit diesen Besinnungen nähere ich mich euch, ihr ältesten, würdigsten Denkmäler der Zeit. Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhest du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäuften zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Urwelt gelegt, du gehst nicht wie in jenen fruchtbaren schönen Tälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben.

In diesem Augenblicke, da die innern anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt, und wie der Menschengeist alles belebt, so wird auch ein Gleichnis in mir rege, dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Gipfel hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein geringwachsendes Moos erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zu Mute, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will.

Ja, er kann zu sich sagen: Hier auf dem ältesten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring ich dem Wesen aller

Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten, festesten Anfänge unsers Daseins, ich überschau die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Täler und ihre fern fruchtbaren Weiten, meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben und sehnt sich nach dem nähern Himmel.

Aber bald ruft die brennende Sonne Durst und Hunger, seine menschlichen Bedürfnisse, zurück. Er sieht sich nach jenen Tälern um, über die sich sein Geist schon hinaus schwang, er beneidet die Bewohner jener fruchtbaren, quellreichen Ebenen, die auf dem Schutte und Trümmern von Irrtümern und Meinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeschlagen haben, den Staub ihrer Voreltern aufkratzen und das geringe Bedürfnis ihrer Tage in einem engen Kreise ruhig befriedigen. Vorbereitet durch diese Gedanken, dringt die Seele in die vergangenen Jahrhunderte hinaus, sie vergegenwärtigt sich alle Erfahrungen sorgfältiger Beobachter, alle Vermutungen feuriger Geister.

Diese Klippe, sage ich zu mir selber, stand schroffer, zackiger, höher in die Wolken, da dieser Gipfel noch als eine meerumstoßne Insel in den alten Wassern da stand; um sie sauste der Geist, der über den Wogen brütete, und in ihrem weiten Schoße die höheren Berge aus den Trümmern des Urgebirges, und aus ihren Trümmern und den Resten der eigenen Bewohner die späteren und ferneren Berge sich bildeten.

Pieter Breughels großes Gemälde "Die Jäger im Schnee" ist wie eine Umsetzung zu Goethes Essay, da - im oberen rechten Drittel des Gemäldes - der Höhenkontrast dargestellt ist. In den Tälern und der Ebene gilt es - nach dem Erhabenen der Gipfel - das Anmutige zu entdecken, die Möglichkeiten zu leben, das Naturschöne zu erleben und das Kunstschöne zu schaffen - entstanden aus einem positivem Schöpfermilieu, wer oder was auch immer es bewirkt. Somit man muss neu ansetzen, um voranzukommen.

Individualität des Räumlichen

Es macht einen großen Unterschied aus, wo man lebt und wer man ist. Einen besonderen Blick auf „seinen“ Raum hat Virginia Woolfs Orlando im gleichnamigen Roman. Ihn hat das Leben nicht wie uns in eine bescheidene Ecke, sondern als Sohn eines englischen Hochadligen, mitten auf die Bühne gestellt. Dementsprechend weit geht sein Blick. Seine innere Geographie umfasst das ganze Königreich.

Er war sehr schnell, und dabei Hochwild und Waldvögel aufscheuchend, zwischen den Farnkräutern und Hagedornsträuchern bergan geschritten und auf einen Büchel gekommen, welcher von einer einzelnen Eiche bekrönt war. Diese Stelle lag sehr hoch, so hoch, dass neunzehn englische

Grafschaften drunten erspäht werden konnten; und an klaren Tagen dreißig oder vielleicht vierzig, wenn das Wetter sehr schön war. Manchmal konnte man den Ärmelkanal sehen und seine einander wieder holenden Wellen. Flüsse waren zu erblicken und Lustboote, welche auf ihnen dahin glitten; und in See stechende Galeonen; und ganze Armadas mit Rauchwölkchen, von welchen der dumpfe Knall feuernder Kanonen kam; und Wälle an der Küste; und feste Schlösser inmitten der Wiesen; und hier ein Wachturm; und dort eine Festung; und wieder ein riesiger Herrensitz gleich dem von Orlandos Vater, wie eine Stadt im Tal zusammengedrängt und von Mauern umgeben.

Im Osten standen die Kirchtürme Londons und der Rauch der großen Stadt; und vielleicht zeigten sich ganz fern am Himmelsrand, wenn der Wind aus der richtigen Gegen kam, sogar der felsige Gipfel und die gezackten Grate des Snowdon bergig zwischen den Wolken. Einen Augenblick stand Orlando und schaute, zählte, erkannte. Dies hier war seines Vaters Haus; das da seines Onkels; seiner Tante Besitz waren jene drei großen Türme dort zwischen den Bäumen. Die Heide gehörte ihnen und der Wald; der Fasan, der Hirsch und das Reh, der Fuchs und der Dachs und der Schmetterling.

Er holte tief Atem und warf sich - etwas Leidenschaftliches in seinen Bewegungen verdient dieses Wort - am Fuß der Eiche auf die Erde. Er liebte es, inmitten all dieser sommerlichen Vergänglichkeit das Rückrad der Erde unter sich zu spüren; denn das war ihm die harte Wurzel der Eiche; oder sie war - so folgte Bild auf Bild - der Rücken eines großen Rosses, das er ritt; oder das Verdeck eines schlingernden und stampfenden Schiffs - ja sie war alles mögliche, so lange es nur hart und fest war, denn er fühlte das Bedürfnis nach etwas, woran er sein driftendes Herz hängen konnte; das Herz, welches in seiner Seite zerpte; das Herz, welches jeden Abend um diese Zeit, wann er ins Freie ging, von gewürzigen und liebessüchtigen Stürmen durchtobt zu sein schien.

An die Eiche band er es, während er hier lag, und allmählich beruhigte sich das Geflatter um ihn und in ihm; die kleinen Blätter hingen still; das Hochwild blieb stehn; die blassen Sommerwolken hielten inne; seine Glieder wurden schwer auf dem Boden; und er lag so regungslos, daß allmählich das Wild näherschritt und die Krähen um ihn kreisten und die Schwalben herabflitzend ihn umschwebten und die Libellen vorüberschossen, als wäre die ganze Fruchtbarkeit und verliebte Geschäftigkeit eines Sommerabends wie ein Flor um seinen Leib geworben.

Der heimatische Busch des noblen Orlandos ist seine Lokalität, sein Besitz, auch sein Heimatland und dessen Geschichte. Lokal- und Weltverhältnisse verbinden sich. Nicht jeder sieht die Welt so voller Versprechungen, so of-

fen und zu seinem Nutzen gestaltbar für sich, und so kann es sein, dass eine unheimliche Atmosphäre herrscht wie in dem westfälischen Ort, in dem Anette von Droste-Hülshoff die Novelle "Die Judenbuche" ansiedelt.

F war der einzige Sohn eines sogenannten Halbmeiers oder Grundeigentümers geringerer Klasse im Dorfe B., das, so schlecht gebaut und rauhig es sein mag; doch das Auge jedes Reisenden fesselt durch die überaus malerische Schönheit seiner Lage in der grünen Waldschlucht eines bedeutenden und geschichtlich merkwürdigen Gebirges. Das Ländchen, dem es angehörte, war damals einer jener abgeschlossenen Erdwinkel ohne Fabriken und Handel, ohne Heerstraßen, wo noch ein fremdes Gesicht Aufsehen erregte und eine Reise von dreißig Meilen selbst den Vornehmeren zum Ulysses seiner Gegend machte - kurz, ein Fleck, wie es deren sonst so viele in Deutschland gab, mit all den Mängeln und Tugenden, all der Originalität und Beschränktheit, wie sie nur in solchen Zuständen gedeihen. Unter höchst einfachen und häufig unzulänglichen Gesetzen waren die Begriffe der Einwohner von Recht und Unrecht einigermassen in Verwirrung geraten, oder vielmehr, es hatte sich neben dem gesetzlichen ein zweites Recht gebildet, ein Recht der öffentlichen Meinung, der Gewohnheit und der durch Vernachlässigung entstandenen Verjährung. Die Gutsbesitzer, denen die niedere Gerichtsbarkeit zustand, strafte und belohnte nach ihrer in den meisten Fällen redlichen Einsicht; der Unterebene tat, was ihm ausführbar und mit einem etwas weiten Gewissen verträglich schien, und nur dem Verlierenden fiel es zuweilen ein, in alten staubichten Urkunden nachzuschlagen. Es ist schwer, jene Zeit unparteiisch ins Auge zu fassen; sie ist seit ihrem Verschwinden entweder hochmütig getadelt oder albern gelobt worden, da den, der sie erlebte, zu viel teure Erinnerungen blenden und der Spätergeborene sie nicht begreift. So viel darf man indessen behaupten, dass die Form schwächer, der Kern fester, Vergehen häufiger, Gewissenlosigkeit seltener waren. Denn wer nach seiner Überzeugung handelt, und sei sie noch so mangelhaft, kann nie ganz zugrunde gehen; wogegen nichts seelentötender wirkt, als gegen das innere Rechtsgefühl das äußere Recht in Anspruch zu nehmen.

Einen Menschenschlag, unruhiger und unternehmender als alle seine Nachbarn, ließ in dem kleinen Staate, von dem wir reden, manches weit greller hervortreten als anderswo unter gleichen Umständen. Holz- und Jagdfrevel waren an der Tagesordnung, und bei den häufig vorkommenden Schlägereien hatte sich jeder selbst seines zerschlagenen Kopfes zu trösten. Da jedoch große und ergiebige Waldungen den Hauptreichtum des Landes ausmachten, ward allerdings scharf über die Forsten gewacht, aber weniger auf gesetzlichem Wege, als in stets erneuten Versuchen, Gewalt und List mit gleichen Waffen zu überbieten.

Anette als Sozialistin? Vermutlich nicht, eher geht es um die Absicht ein Milieu, geographisch-abgeschieden und sozial ihr fremd, zu schildern. Dass es sich hier um den Beginn einer Kriminal- und Mordgeschichte handelt, liegt fast auf der Hand. Gleichwohl: die bewunderungswürdige Anette war entschieden emanzipatorisch - jedenfalls dürfte die Wahl, dieses Thema aufzugreifen, Befremden in ihrem Kreis hervorgerufen haben. In Ansehung des Gitters aus Beschränkungen ihres Standes und vor dem Hintergrund der schweizerischen Gebirgslandschaft von der Meersburg - ihrem Exil - aus gesehen, verfasste sie ihre nun feministischen Sehnsuchtsgedichte - an erster Stelle "Am Thurme".

Der Vermutung, dass es räumlich unterschiedliche Mentalitäten gibt, kann man nachgehen, so machte es Stendal, in das „Leben des Henry Brulard“ (Henry Brulard ist er selbst). *Ich möchte dem Leser erklären, dass die Dauphiné eine eigene Gefühlsart hat, lebhaft, verbissen, nachdenklich, wie ich sie in keinem Lande gefunden habe. Für klarblickende Augen müssten die Musik, die Landschaften und die Romane sich mit jedem dritten Breitengrade ändern. Zum Beispiel endet in Valence an der Rhone die provenzalische Art, die burgundische Art beginnt in Valence und macht zwischen Dijon und Troyes der Pariser Art Platz, die höflich, geistvoll und ohne Tiefe ist, kurz die viel an die anderen denkt. Die Dauphineser Art ist von einem Starrsinn, einer Tiefe, einem Geist, einer Schlaueit, die man vergebens bei der ihr benachbarten provenzalischen oder burgundischen Kultur suchen würde. Da, wo der Provenzale sich in fürchterlichen Schmähreden ergeht, denkt der Dauphinese nach und hält Zwiesprache mit seinem Herzen.* Tut er das? Die Leseempfehlung lautet: August Strindbergs "Unter französischen Bauern".

Ob nun die geographischen Einflüsse auf eine kollektiv-territoriale Mentalität im Gesamtbild vorherrschend sind, kann man allerdings bezweifeln, schließlich nehmen der Stand, der Beruf, die Familie und was sonst noch Einfluss. Andererseits kollektive Meinungen sind vorhanden. So sagte mir ein Ferienhausbesitzer in der Bretagne *die arroganten Pariser brauchen wir ja als Mieter, wir rupfen sie auch ordentlich, aber wenn sie im September wieder weg sind, sind wir sehr erleichtert.* Vermutlich hat er auch uns tüchtig gerupft.

Robert Musil in "Der Mann ohne Eigenschaften" bestreitet die (vorrangig) geographische Konditionierung. *und es ist immer falsch, die Erscheinungen in einem Land einfach mit dem Charakter seiner Bewohner zu erklären. Denn ein Landesbewohner hat mindestens neun Charaktere, einen Berufs-, einen National-, einen Staats-, einen Klassen-, einen geographischen, einen geschlechts-, einen bewussten, einen unbewussten und vielleicht auch noch einen privaten Charakter; er vereinigt sie in sich, aber sie lösen ihn auf, und er ist eigentlich nichts als eine kleine, von diesen vielen*

Rinnsalen ausgewaschene Mulde, in die sie hineinsickern und aus der sie wieder austreten, um mit anderen Bächlein eine andere Mulde zu füllen.

Deshalb hat jeder Erdbewohner auch noch einen zehnten Charakter, und dieser ist nichts als die passive Phantasie unausgefüllter Räume; er gestattet dem Menschen alles, nur nicht das eine: das ernst zu nehmen, was seine mindestens neun anderen Charaktere tun und was mit ihnen geschieht; also mit anderen Worten, gerade das nicht, was ihn ausfüllen sollte. Dieser, wie man zugeben muss, schwer zu beschreibende Raum ist in Italien anders gefärbt und geformt als in England, weil das, was sich von ihm abhebt, andre Farbe und Form hat, und ist doch da und dort der gleiche, eben ein leerer, unsichtbarer Raum, in dem die Wirklichkeit darin steht wie eine von der Phantasie verlassene kleine Steinbaukastenstadt.

Was ist mit diesem zehnten Raum gemeint? Ist das eine andere Form des Hölderlinschen Gedichts über die Nichtigkeit, weil der zehnte Raum nicht zugänglich ist? Ein erträumter Raum des wirklich Gehaltvollen, vor dessen Farben und Formen das reale Leben schal wird? Oder mit Kant zu sprechen alles zu Schein, zum unbehaglichen Ausfüllen von Rollen wird? Oder ist die Verbindung zum von Goethe im 18. Kapitel des Romans "Wahlverwandtschaften" geprägten Begriffs des *Lebensraums* zu ziehen, wo er im Sinne der inneren seelischen Erfüllung gebraucht wird? Und wie kann dieser zehnte Raum überindividuell und von geographischen Gegebenheiten gefärbt sein? Eine andere Vermutung lautet, dass die Dichter auch geheimnisvolle Welten herbeizaubern wollen, die es gar nicht gibt. Nun geht es um die Realitäten, bevor im Weiteren der Lebensenthusiasmus geschildert wird, der sich ja leicht am Landschaftserleben entzünden kann.

Die "Grausamkeit" der Natur

Der sizilianische Literat Guiseppe Tomasi di Lampedusa stellte die insulare Existenz als Ursache vieler Leiden, vielleicht auch einer modischen Wehleidigkeit, vor. Gleichwohl - Klischee oder nicht - der nachfolgende Auszug beleuchtet das Verhältnis zum Raum in seiner Gegebenheit von allen denkbaren Seiten.

... die Sizilianer, ich hätte hinzufügen müssen: Sizilien, die Umwelt, das Klima, die sizilianische Landschaft. Das sind die Kräfte, die zugleich - und vielleicht mehr als alle Fremdherrschaften und Schädigungen - unseren Geist gebildet haben: diese Landschaft, die keine Mitte kennt zwischen üppiger Weiche und vermaledelter Wüste; die niemals eng ist, nie nur bescheidene Erde, ohne Spannung, wie ein Land sein müsste, das vernünftigen Wesen zum Aufenthalt dienen soll; dieses Land, das wenige Meilen voneinander entfernt die Hölle um Randazzo hat und die Schönheit der Bucht von Taormina; dieses Klima, das uns sechs Fiebermonate von vier-

zig Grad auferlegt. Zählen Sie sie, Chevalley, zählen Sie sie: Mai, Juni, Juli, August, September, Oktober; sechsmal dreißig Tage Sonne senkrecht auf den Kopf; dieser unser Sommer, ebenso lang und schrecklich wie der russische Winter, und man kämpft gegen ihn an mit geringerem Erfolg.

Sie wissen es noch nicht - aber bei uns kann man sagen, es regne Feuer wie auf die verfluchten Städte der Bibel; wenn ein Sizilianer in nur einem jener Monate ernstlich arbeiten wollte, würde er die Energie verbrauchen, die für drei ausreichen muss. Und dann das Wasser: das ist entweder nicht vorhanden oder man muss es von so weit herholen, dass jeder Tropfen mit einem Tropfen Schweiß bezahlt werden muss; und danach wieder die Regengüsse, immer ungestüm: sie bringen die ausgetrockneten Flussbetten zu wahnwitzigem Übersäumen, sie ersäufen Tiere und Menschen genau da, wo vor vierzehn Tagen die einen wie die anderen vor Durst verendet sind.

Diese Heftigkeit der Landschaft, diese Grausamkeit des Klimas, diese ständige Gespanntheit, wohin man auch blickt, auch diese Denkmäler der Vergangenheit, großartig, aber unbegreiflich, weil nicht von uns errichtet: sie stehen um uns hier wie wunderschöne, stumme Gespenster. All die Regierungen, Fremde in Waffen, gelandet von wer weiß wo, denen man sogleich diene, die man rasch verabscheute und nie begriff, die sich ausdrückten nur in Kunstwerken, die für uns rätselhaft blieben, und leibhaftig in den Eintreibern von Steuergeldern, die hernach anderswo ausgegeben wurden - all diese Dinge haben unseren Charakter gebildet, und darum bleibt er bedingt von äußeren Schicksalsfügungen, weit mehr noch als von dieser entsetzlichen Insularität des Geistes.

Die Inanspruchnahme des Raumes durch den Menschen

Etwas pseudo-dramatisch - denkt man vielleicht. Und was soll der Dichter Aleksis Kivi (= Stein) dazu sagen, wenn er an die Strapazen seiner finnischen Heimat denkt? An seinem Geburtstag sieht man vielen Häusern die blau-weiße Landesfahne, so verankert ist er auch heute im kollektiven Bewusstsein. Er schrieb einen Entwicklungsroman "Die sieben Brüder", der nicht in einem gehobenen sozialen Milieu sondern in der Wildmark sich abspielt. Vater Jukola, der meistens auf der Jagd war, hat einen heruntergekommenen Bauernhof und sieben Söhne zurückgelassen, echte und wilde Naturkinder, die mit dem Kantor, der ihnen das ABC beibringen soll, mit dem Landvogt, dem ihre Raufereien mit den Söhnen des Nachbarhofes nicht gefallen, mit der schönen Wenla, die jedem von ihnen einen Korb gibt, und mit noch anderen sich Schwierigkeiten eingehandelt haben und deshalb in der Einöde neu anfangen wollen. Im Frühjahr machen sie sich auf den Weg („Die sieben Brüder“). Zunächst geht es um die Haustiere auf dem väterlichen Hof Jukola, die noch nicht wissen, was morgen geschehen

wird, die Abreise nämlich. Juhani, der älteste, denkt über die Hausgenossen nach.

Juhani: Was machst du da mit dem Hahn, du gottverdammter Lümmel? Warum kreischt die arme Kreatur so?

Eero: Ich hab ihm nur den einen Flügel zurecht gelegt, der hing ihm runter.

Juhani: Gleich werd ich dich zurechtlegen. Sieh zu, dass ich dich nicht zwischen die Finger kriege. Merkt euch, unser Hahn waltet von allen Hähnen im Kirchspiel am besten seines Amts; immer pünktlich und zuverlässig. Zum erstenmal kräht er um zwei Uhr früh; zum zweitenmal um vier; zum Aufstehn grad die beste Zeit. Wir werden hier im Wald viel Kurzweil durch ihn haben. Ach, Kater Matti schaut kläglich maunzend aus deinem Sackloch raus. »Weh, armer Schlucker, alte Socke!« allzu viele Tage wirst du nicht mehr hier umherkrabbeln. Deine Augen werden schon recht trübe, und heiser hört sich dein Gemaunze an. Aber vielleicht wirst du noch einmal prall und munter, wenn du fette Waldmäuse erwischst. Das will ich hoffen. Aber ihr beide, Killi und Kiiski, dauert mich am allermeisten. Seid ihr doch, wie wir selbst, in Jukola gezeugt, geboren und aufgewachsen. Ach, wie schaut ihr mich so treuherzig an. Jaja, Killi, ja, mein Kiiski-Hundchen, Und wie vergnügt ihr mit den Schwänzen wedelt! Ihr ahnt ja nicht, dass wir jetzt unsern schönen Heimathof verlassen. Ach, ihr Armen! Heulen muss ich, heulen.

Timo: Vergiss nicht, was du eben selber rietst: sei standhaften Herzens, standhaften Herzens.

Juhani: Ich kann nicht, ich kann nicht, wenn ich doch die viel geliebte Heimstatt zurücklasse!

Tuomas: Ja, solch ein Tag frisst am Herzen; aber bald wird der Impivaara (Jungfrauenhügel) uns eine zweite und vielleicht ebenso geliebte Heimstatt sein.

Juhani: Was sagst du da, mein Bruder? Weder auf Erden noch im Himmel gibt es eine so geliebte Stätte wie die, wo wir geboren und heran-gewachsen sind und auf deren Fluren wir uns als kleine Milchbärte getummelt haben.

Aapo: Wie sollte diese Abschiedsstunde nicht herzerreißend sein? Hängt doch sogar des Häschens Herz am Busch, darinnen es sein Lager hat.

Juhani: Wie sagte einst die Hasenmutter, als sie sich wieder trüchtig fühlte und ihr Söhnchen fortschickte, dem neuen Wurf Platz zu machen?

Timo: »Troll dich nun von dannen, Söhnchen, und vergiss mir nie, mein Kleines: hinter Reisern lauern Schlingen, Fallen lauern in den Löchern.«

Juhani: Also sprach sie zu dem Söhnchen, und er hoppelte von dannen, hoppelte und hüpfte über Brache, über Heideland, trottete dahin, zwi-

schen der gespaltnen Lippe arglos-bieder seine Zähnnchen zeigend. So ließ es das Mutternest zurück, und traurig dämmerte der Abend.

Eero: Das war der kleine Hasen-Jussi.

Juhani: Überall dasselbe: so zog er davon aus seinem Heim, und so ziehen auch wir davon. Lebewohl, Heimathaus! Deine Treppenstufen, deinen Düngerhaufen möcht ich jetzt küssen.

Aapo: Ja, lieber Bruder. Jetzt wollen wir aber versuchen, nicht mehr Trübsal zu blasen. Bald werden wir Arbeit in Hülle und Fülle haben: bald krachen die Stämme, die Äxte klingen, und empor zum Himmel wächst eine prächtige Pirtti (Hütte) auf der Impivaara-Halde, tief drinnen im Einödwald. Schaut: schon wandern wir durch wilden Bruch, unter rauschenden Tannen dahin.

So redeten sie untereinander, während sie durch den düsteren Ödwald zogen. Allmählich stieg jedoch das Gelände an, und ihr Weg schlängelte sich den hohen, bewaldeten Hügel hinauf, der Teerimäki genannt wurde. Hier und da sah man moosbewachsenes Felsgeschiebe, Riesengräbern gleich, umrauscht von niedrigen Föhren mit gewaltigem Wurzelwerk. Arg schütterten der Wagen und des alten Valko Buggelenke auf dem steinigen Weg, der stellenweise kaum mehr eine frühere Radspur erkennen ließ. Der Weg führte über den Hügel, denn zu beiden Seiten dehnte sich grundloses Sumpfgelände. Die Brüder taten indes ihr möglichstes, um dem alten, einäugigen Zugtier die Last zu erleichtern. Endlich erreichten sie den Hügelrücken, ließen Valko sich ein Weilchen verschnaufen und schauten auf das flache Land zu ihren Füßen.

Vor ihren Augen breiteten sich ferne Dörfer, Wiesen, Äcker, blauende Seen, und im Westen am Waldesrand ragte der hohe Kirchturm. Im Süden aber leuchtete auf einem Hügelhang der Jukola-Hof wie eine Stätte verlorenen Glücks. Und abermals überkam die Brüder zehrende Sehnsucht. Doch schließlich wandten sie die Blicke nordwärts; dort lag der hohe Impivaara, sein schroffer Felssturz, seine düsteren Schluchten und flechtenüberwachsenen, sturmzerzausten Fichten an den Hängen. Zu Füßen des Berges aber sahen sie eine lockende, stubbenreiche Halde, ihre zukünftige Wohnstatt, und tiefer noch den Bruchwald, der ihnen schlanke Stämme zum Hüttenbau versprach. Dies alles sahen sie, sahen zwischen den Föhren den klaren See, den Ilvesjärvi, und eine heitere Sonne - nahe am Untergehen - über der nordwestlichem Bergwand schimmern. Und ein schöner Hoffnungsstrahl ließ ihre Augen aufleuchten. Und ihre Brust sich wieder heben.

Das Wort „Einöde“ ist nicht Öde, sondern die unberührte Natur, die Wildnis, wo der Bär - der gütige Herr, der keineswegs ein Raubtier ist - herrscht, oder der Vielfraß, und immer kleiner hinunter bis zum Schneehasen, ein exzellenter Überlebenskünstler, und das Ren, dieses Eiszeittier, das den

dichten Wald nicht mag und daher immer der Tundra, dem Boden vor dem Eispanzer, folgte. Mit seinen breiten Hufen kann es über schwankende Moore wandeln oder im tiefen Schnee scharren. Der Raum ist - wie das Leben - eine zu ergreifende Möglichkeit; und zum Schluss des Romans werden die sieben Brüder als gemachte Leute zurückkehren!

Der Roman hat damals - als in Finnland noch die schwedischsprachige Literatur vorherrschte - heftige Missachtung hervorgerufen, an der Aleksis Kivi zerbrach. Er und der Landarzt Elias Lönnrot, der die in Karelien damals noch lebende Kultur der Runengesänge sammelte und zu der höchst eindrucksvollen "Kalevala" zusammenfügte, haben bewirkt, dass sich ein besonderer räumlicher wie sprachlicher Kulturkreis emanzipierte, in dem die Nähe zur Natur mehr als sonst das Leitmotiv ist. Dazu und zur vokalischen Schönheit der finnischen Sprache ein weiteres Beispiel aus der Feder Aleksis Kivis. Liisa ist blind geboren, der Zauberin Kerttu gelingt es, sie zu heilen. Nun ist der Moment gekommen, dass das Band von Liisas Augen gelöst werden kann und sie die Welt sehen wird. Sie schaut nun in die weite Welt! *Yö ja päivä* - Nacht und Tag.

Kerttu	Nyt hellitän sites.	Jetzt löse ich das Band.
Liisa	Hellitä side.	Löse das Band.
Kerttu	Ole valmis.	Sei bereit.
Liisa	Varro.	Warte.
Kerttu	Miksi varron?	Warum soll ich warten?
Liisa	Hellitä side. (Kerttu ottaa sitteen hänen silmiltänsii)	Löse das Band. (Kerttu löst das Band von Liisas Augen)
Kerttu	Japisenpa toki.	Ich zittere wirklich.
Liisa	(Hetki äänettömyyttä) Ja tämä on maailma!	(Eine Weile Schweigen) Und das ist die Welt!
Anna	(erikseen) Mun korea lapseni!	(für sich): Mein holdes Kind.
Liisa	Tämäkö se viherjäinen maa, ja taivas tuo? Taivas niin juhlallinen ja pyörryttävän korkea? Tämä on siis maailma, ihmisten asunto. Miksi ei enkelten?	Und dieses ist die grüne Erde, und das dort ist der Himmel? Der Himmel, so feierlich und so schwindelnd hoch? Dies ist also die Welt, die Wohnstätte der Menschen. Warum nicht der Engel?
Kerttu	Tästä kaukana, ja monin kerroin kauniimpi on Jumalan ja enkelten asunto. Sen tiedät itse, sen sanoit itse.	Weit von hier und vielmals schöner ist die Wohnstätte von Gott und den Engeln. Das weißt du selber, das hast du selbst gesagt.
Liisa	Ken voi enään aatella kauneutta ankarampaa? Oi tai-	Wer könnte sich eine herbere Schönheit denken? Oh, des

	vaan hiilakkainen sinisyys, oi auringon loimo sinisyyden jyrkässä mäessä! (Peittää silmänsä.) Tämä tyyneesti, mutta terävästi säteilevä pyörö, eikö ole se taivaan aurinko?	Himmels durchsichtiges Blau, oh, das Lodern der Sonne am steilen Abhang der Bläue! (Sie schirmt die Augen ab.) Jenes ruhig aber scharf strahlende Runde, ist das wohl des Himmels Sonne?
Kerttu	Siinä se päivän kultatähti, josta niin usein olet kysellyt.	Ja, dort des Tages goldner Stern, nach dem du so oft gefragt hast.
Liisa	Sen jumalallinen paiste ihmisen silmää heiiasee. (Katselee ympärillensä.) Tuossa isäni ja tuossa kallis kantajani. Olkaat tervehdityt!	Ihr göttlich wärmender Schein blendet des Menschen Auge. (Sie blickt umher.) Dort ist mein Vater, und dort die Teure, meine Mutter. Seid gegrüßt!

Das Innige dieses Textes ist doch sehr pantheistisch-anrührend, nicht wahr? Hellitä side! Löse das Band! Noch einmal: Schau in die Welt in ihrer natürlichen Schönheit.

Das Epos Kalevala - mehrere tausend Gesänge - ist ein pantheistisches Mirakel. Nur kurz kann auf sie mit der ersten Episode eingegangen werden. *Sisu* (Beharrlichkeit, Nichtverzagen, auch wenn die Widerstände unüberwindbar scheinen) und *Sampo*, die finnische Büchse der Pandora, sind Schlüsselbegriffe. Durch hartnäckigen Widerstand seinen Weg zu bahnen, ist *sisu*. *Sampo* ist dagegen die Unheilserwartung. Während die griechische Pandora ihre Gaben, die sich schließlich als Unheil erweisen, freigiebig unter die Menschen ausstreut, wurde in der finnischen Mythologie die Büchse mit geschmücktem Deckel den dunklen Mächten - einer Dame im Übrigen - entrissen und deren Inhalt ist das Tretrad des Glücksbegehrens. Wenn man die Kalewala mit der Ilias vergleicht, so wird man feststellen, dass das finnische Epos ein bunt menschliches - sicher nicht konfliktloses - Szenario behandelt, die Ilias letztlich nur die Gewalttätigkeit und das gegenseitige Niedermetzeln. Die mörderische Erzählung der Ilias bietet auch die grausamsten Details - etwa wenn der Speer durch die Eingeweide des Getroffenen dringt. Und nur der 18. Gesang, als Hephaistos den Schild des Achilles schmiedet, unterbricht das immerwährend dargestellte Elend.

Die Kalewala ist dagegen weitaus friedlicher gestimmt. Keine verfeindeten Völkerschaften und deren Oberherren, die diese in Kriege treiben, kommen vor. In welcher anderen Mythologie ist ein Olympier für die Honigtöpfe zuständig? Die Kalewala ist auch ganz individualisiert, und das Ziel des Hel-

den ist öfters Brautschau. Und dazu muss er in nordische Gebiete (Pohjanmaa = Österbotten, somit das heutige Mittelfinnland) ziehen. Von der Mutter wird seine Werbung unterstützt, auch von den Brüdern, wenn auch mit diesen Konflikte nicht ausbleiben, aber die erwählte Schöne versinkt lieber im See als den hässlichen Alten lieben zu müssen, auch wenn er vorgibt in irgendeiner, unklar bleibenden Form den Weltgeist zu verkörpern. So lautet die erste Geschichte. In welcher Mythologie greift der göttliche Held zum Pinsel, um die herbstliche Welt vor dem nahenden Vergehen noch einmal im Triumph der Farben entstehen zu lassen?

Hinaus in die Welt!

Ob das wahre Leben dort stattfindet, wo man gerade ist, ist dann zweifelhaft, wenn jede Überraschung ausbleibt oder jede Form eines inneren Lebensraums nicht besteht oder nicht gesehen wird. Skrupel dieser Art macht sich Eichendorffs Taugenichts nicht, er will ins Leben hinein, und das bedeutet für ihn erst mal aus der Ecke, in der er gerade ist, heraus zu kommen. Das ist der immer vorhandene jugendliche Elan.

»Nun«, sagte ich, »wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen.« Und eigentlich war mir das recht lieb, denn es war mir kurz vorher selber eingefallen, auf Reisen zu gehn, da ich die Goldammer, welche im Herbst und Winter immer betrübt an unserm Fenster sang: »Bauer, miet mich, Bauer miet mich!« nun in der schönen Frühlingszeit wieder ganz stolz und lustig vom Baume rufen hörte: »Bauer, behalt deinen Dienst!«

Ich ging also in das Haus hinein und holte meine Geige, die ich recht artig spielte, von der Wand, mein Vater gab mir noch einige Groschen Geld mit auf den Weg und so schlenderte ich durch das lange Dorf hinaus. Ich hatte recht meine heimliche Freude, als ich da alle meine alten Bekannten und Kameraden rechts und links, wie gestern und vorgestern und immerdar, zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen sah, während ich so in die freie Welt hinausstrich. Ich rief den armen Leuten nach allen Seiten recht stolz und zufrieden Adjes zu, aber es kümmerte sich eben keiner sehr darum. Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüte. Und als ich endlich ins freie Feld hinauskam, da nahm ich meine liebe Geige vor, und spielte und sang, auf der Landstraße fortgehend:

Indem, wie ich mich so umsehe, kömmt ein köstlicher Reisewagen ganz nahe an mich heran, der mochte wohl schon einige Zeit hinter mir dreingefahren sein, ohne dass ich es merkte, weil mein Herz so voller Klang war, denn es ging ganz langsam, und zwei vornehme Damen steckten die Köpfe aus dem Wagen und hörten mir zu. Die eine war besonders schön und jünger als die andere, aber eigentlich gefielen sie mir alle beide. Als

ich nun aufhörte zu singen, ließ die ältere stillhalten und redete mich holdselig an: »Ei, lustiger Gesell, Er weiß ja recht hübsche Lieder zu singen.« Ich nicht zu faul dagegen: »Ew. Gnaden aufzuwarten, wüsst ich noch viel schönere.« Darauf fragte sie mich wieder: »Wohin wandert Er denn schon so am frühen Morgen?«

Da schämte ich mich, dass ich das selber nicht wusste, und sagte dreist: »Nach Wien«; nun sprachen beide miteinander in einer fremden Sprache, die ich nicht verstand. Die jüngere schüttelte einigemal mit dem Kopfe, die andere lachte aber in einem fort und rief mir endlich zu: »Spring Er nur hinten mit auf, wir fahren auch nach Wien.« Wer war froher als ich! Ich machte eine Reverenz und war mit einem Sprunge hinter dem Wagen, der Kutscher knallte und wir flogen über die glänzende Straße fort, dass mir der Wind am Hute piff.

Hinter mir gingen nun Dorf, Gärten und Kirchtürme unter, vor mir neue Dörfer, Schlösser und Berge auf; unter mir Saaten, Büsche und Wiesen bunt vorüberfliegend, über mir unzählige Lerchen in der klaren blauen Luft - ich schämte mich, laut zu schreien, aber innerlichst jauchzte ich und strampelte und tanzte auf dem Wagentritt herum, dass ich bald meine Geige verloren hätte, die ich unterm Arme hielt. Wie aber denn die Sonne immer höher stieg, rings am Horizont schwere weiße Mittagswolken aufstiegen, und alles in der Luft und auf der weiten Fläche so leer und schwül und still wurde über den leise wogenden Kornfeldern, da fiel mir erst wieder mein Dorf ein und mein Vater und unsere Mühle, wie es da so heimlich kühl war an dem schattigen Weiher, und dass nun alles so weit, weit hinter mir lag. Mir war dabei so kurios zumute, als müsst ich wieder umkehren; ich steckte meine Geige zwischen Rock und Weste, setzte mich voller Gedanken auf den Wagentritt hin und schlief ein.

*Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.*

*Der Eichendorffsche Taugenichts will hinaus; aufs
Geradewohl, aus Lust und
Laune, aus Jugendlust?*

Nun ruht er aus; der Meist-

denker Goethe macht sich lieber Gedanken, zum Beispiel darüber wie der Wegeverlauf sich gestaltet: Nun ist endlich die Höhe erreicht, die Höhe des Gebirgs, das eine mächtigere Trennung zwischen uns setzen wird als der ganze Landraum bisher. Für mein Gefühl ist man noch immer in der Nähe seiner Lieben, solange die Ströme von uns zu ihnen laufen. Heute kann ich mir noch einbilden, der Zweig, den ich in den Waldbach werfe, könnte füglich zu ihr hinauf schwimmen, könnte in wenigen Tagen vor ihrem Garten landen; und so sendet unser Geist seine Bilder, das Herz seine Gefühle bequemer abwärts. Aber drüben, fürchte ich, stellt sich eine Scheide wand der Einbildungskraft und der Empfindung entgegen. Doch ist das vielleicht

nur eine voreilige Besorglichkeit: denn es wird wohl auch drüben nicht anders sein als hier.

Eine andere Form von Grenzen sind die mentalen, "vaterländischen" der feindlichen Brüder. Sie sind höher als die höchsten Berge, und nur selten wurden sie überwunden. So entstand das von Immanuel Kant verlangte Weltbürgertum als Versöhnungswille. Heinrich Heine war - seitdem er 1830 nach Paris gekommen war - in den Salons der französischen Hauptstadt ein sehr gern gesehener Gast und viel gelesener Schriftsteller, dem es *die große Unternehmung meines Lebens war, am herzlichen Einvernehmen zwischen Deutschland und Frankreich zu arbeiten. Nie wieder Krieg* war die Losung nach dem "Zeitalter der Extreme" - das große Alterswerk Eric Hobsbawn - das von 1870 bis 1945 andauerte. Wie lange wird der Unionsgedanke tragfähig bleiben?

Oder bleiben, wo man ist?

Von wo der Taugenichts aufgebrochen ist, weiß man nicht. Aber von Immanuel Kant weiß man, dass er ortsfest in Königsberg geblieben ist. Er hat sich gleichwohl Gedanken über das Reisen gemacht. Sein Reisender ist eine ganz andere Kategorie, der des Bildungsreisenden, der Weltkenntnis und Lebensklugheit erwerben will, bevor er wieder zu Hause seine vorbestimmte Stellung einnimmt (aus „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“).

Zu den Mitteln der Erweiterung der Anthropologie (der Weltkenntnis) im Umfange gehört das Reisen, sei es auch nur das Lesen der Reisebeschreibungen. Man muss aber doch vorher zu Hause durch Umgang mit seinen Stadt- oder Landesgenossen sich Menschenkenntnis erworben haben, wenn man wissen will, wornach man auswärts suchen sollte, um sie in größerem Umfange zu erweitern. Ohne eine solchen Plan (der schon Menschenkenntnis voraussetzt) bleibt der Weltbürger in Ansehung seiner Anthropologie immer sehr eingeschränkt. Der Generalkennntnis geht hierin immer vor der Lokalkennntnis voraus, wenn jene durch Philosophie geordnet und geleitet werden soll: ohne welche alles erworbene Erkenntnis nicht als fragmentarisches Herumtappen und keine Wissenschaft abgeben kann.

Da er nie Königsberg und Umgebung verlassen hat, hat er geahnt, dass man ihm einen Vorwurf, den des ängstlichen Spießers, der er nun überhaupt nicht war, daraus machen wird; und daher hat er den Bemerkungen über das Reisen eine Eloge über Königsberg hinzugefügt. *Eine große Stadt, der Mittelpunkt eines Reichs, in welchem sich die Landescollegia der Regierung derselben befinden, die eine Universität (zur Kultur der Wissenschaften) und dabei noch die Lage zum Seehandel hat, welche durch Flüsse aus dem Inneren des Landes sowohl, als auch mit angrenzenden und entlegenen Ländern von verschiedenen Sprachen und Sitten einen Ver-*

kehr begünstigt, - eine solche Stadt, wie etwa Königsberg am Pregelflusse, kann schon für einen schicklichen Platz zur Erweiterung sowohl der Menschenkenntnis als auch der Weltkenntnis genommen werden, wo diese, auch ohne zu reisen, erworben werden kann.

Und eine weitere Eloge an die Seestädte stammt von Theodor Fontane, der in einem Brief an Georg Friedländer vom 22. Oktober 1890 seine beiden Jugendstädte Neuruppin und Swinemünde vergleicht. *Es gibt doch wirklich eine Art genius loci und während an manchen Orten die Langweile ihre graue Fahne schwingt, haben andere unausgesetzt ihren Tanz und ihre Musik. Diese Beobachtung habe ich schon als Junge gemacht; wie spießbürgerlich war mein heimatliches Ruppín, wie poetisch das aus bankrotten Kaufleuten bestehende Swinemünde, wo ich von meinem zwölften Jahre an lebte und nicht lernte. Fast möchte ich hinzusetzen „Gott sei Dank“. Denn das Leben auf Strom und See, der Sturm und die Überschwemmungen, englische Matrosen und russische Dampfschiffe, die den Kaiser Nikolaus brachten - das war besser als die unregelmäßigen Verba, das einzig Unregelmäßige, was es in Ruppín gab. Ja, Swinemünde war herrlich! Warum dürfen wir nicht mehr bankrotte Kaufleute sein, wenn jeder so einer ist, dann kann man sich doch umso leichter verständigen.*

In "Die Möwe" von Anton Tschechow quält sich der alternde Schriftsteller mit der Frage, was ihm von früheren Hoffnungen geblieben ist. *Ich liebe dieses Wasser hier, die Bäume, den Himmel, ich habe ein Gefühl für die Natur, sie erregt in mir den leidenschaftlichen, unwiderstehlichen Wunsch zu schreiben. Aber ich bin doch nicht nur Landschaftsmaler, ich bin doch auch noch Gesellschaftswesen, ich liebe meine Heimat, mein Volk, ich fühle, dass ich als Schriftsteller die Verpflichtung habe, auch vom Volk zu sprechen, von seinen Leiden und seiner Zukunft, dass ich von der Wissenschaft sprechen muss, von den Menschenrechten und so weiter und so fort.*

Und ich spreche über alles, hetze mich ab, von allen Seiten treibt man mich zur Eile an, man ist mir böse, und ich jage von einer Ecke in die andere wie ein Fuchs, den die Hunde hetzen, ich sehe, dass das Leben und die Wissenschaft unaufhörlich vorwärts schreiten und ich immer weiter zurückbleibe, immer weiter, wie ein Bauer, der den Zug verpasst hat, und am Ende merke ich, dass ich nur Landschaften schildern kann, auf allen anderen Gebieten aber unwahr bin, durch und durch unwahr.

Der junge Taugenichts will hinaus in die Welt (nach Wien), der weltkluge Immanuel bleibt zu Hause (Königsberg), der junge Theodor ist glücklich dem allzu geordneten Ruppín entronnen zu sein und fühlt sich in Swinemünde viel wohler, der gealterte Schriftsteller kommt desillusioniert aus der Stadt auf das Landgut seiner alten Freundin zurück und nistet sich dort ein.

Die Farben der Welt

Georg Büchner erzählt in der Erzählung "Lenz" die Geschichte des unglücklichen Jakob Lenz, der - nachdem die Freundschaft mit Goethe zu Ende gegangen war - jeden Halt im Leben verloren hatte. Das ist das eine Thema, das andere ist die kunstvolle Landschaftsschilderung Georg Büchners, die in diese Erzählung eingebettet ist. *Gegen Abend waren sie im Rheintale. Sie entfernten sich allmählich vom Gebirg, das nun wie eine tiefblaue Kristallwelle sich in das Abendrot hob, und auf deren warmer Flut die roten Strahlen des Abend spielten; über die Ebene hin am Flusse des Gebirges lag ein schimmerndes bläuliches Gespinst. Es wurde finster, je mehr sie sich Straßburg näherten; hoher Vollmond, alle fernen Gegenstände dunkel, nur der Berg neben bildete eine scharfe Linie, die Erde war wie ein goldner Pokal, über den schäumend die Goldwellen des Monds liefen. Nur manchmal, wenn der Sturm das Gewölk in die Täler warf, und es den Wald herauf dampfte, und die Stimmen an den Felsen wach wurden, bald wie fern verhallende Donner, und dann gewaltig heranbrausten, in Tönen, als wollten sie in ihrem wilden Jubel die Erde besingen, und die Wolken wie wilde wiehernde Rosse heransprengten, und der Sonnenschein dazwischen durchging und kam und sein blitzendes Schwert an den Schneeflächen zog, sodass ein helles, blendendes Licht über die Gipfel in die Täler schnitt; oder wenn der Sturm das Gewölk abwärts trieb und einen lichtblauen See hineinriss, und dann der Wind verhallte und tief unten aus den Schluchten, aus den Wipfeln der Tannen wie ein Wiegenlied und Glockengeläute heraufsummte, und am tiefen Blau ein leises Rot hinaufklomm, und kleine Wölkchen auf silbernen Flügeln durchzogen und alle Berggipfel scharf und fest, weit über das Land hin glänzten und blitzten, riss es ihm in der Brust, er stand, keuchend, den Leib vorwärts gebogen, Augen und Mund weit offen.*

Unvergleichlich wie Georg Büchner die äußere Welt als Abbild der seelischen Welt sieht, aber doch auch als Gegenwelt, als Aufforderung das seelische Gleichgewicht - wenn es denn so dramatisch gestört ist - in der Naturanschauung wieder zu erlangen.

Land und Stadt

Drei Hohlkugeln oder Schalen bilden unseren Lebensraum: die steinerne Erdoberfläche mit ihren Senken, wo das Wasser sich sammelt im Meer und in den Seen, das Festland mit den Ebenen und den Gebirgen, die aufgetürmten Hügel- und Gebirgsmassen. Über ihr liegt die bewegliche Hülle der Luft, die das Wasser zurückführt. Dazwischen liegen die Wohnstätten, die Bauten, vereinzelt gelegen oder in Dörfern und Städten gruppiert und das nutzbare Land für die Lebensmittel. Man kann das in Metern messen nach

der Höhe und der Breite und eine Karte, die das Mosaik darstellt, entwerfen.

In der Ebstorfer kreisförmigen Weltkarte, die Ende des Hochmittelalters entstand, haben die Verfasser in die Mitte den Mittelpunkt ihres Denkens, Jerusalem, und am oberen Rand des Kreises das Paradies gesetzt – dieses jedoch ein Geviert ohne Inhalt. In der Verkündigung des Johannes ist das Paradies benannt als das neue Jerusalem "dort oben". Das zukünftige Paradies wird somit - so liest man erstaunt - kein arkadischer Landstrich wie der Garten Eden sein, sondern die himmlische Stadt Jerusalem. Das damalige "untere" Jerusalem war bestimmt, einmal das neue Paradies zu werden. Nun de facto wurde es 70 n. Chr. zerstört, mit Massada, der Bergstadt, ging die letzte Bastion verloren und ihre Bewohner in alle Welt zerstreut. Auch Rom wurde später mehrfach geplündert, und was von der Pracht der mit weißem Marmor inkrustierten Kolossalgebäude übrig geblieben war, wurde zum Steinbruch für die mediokren Gebäude der nachfolgenden Generationen.

Nun weiß man ja, dass - als das Neue Testament in den 50er Jahren des ersten Jahrhunderts niedergeschrieben wurde - ja schon längst Städte bestanden, die nicht nur eine Anhäufung von Menschen und Familien auf engstem Raum waren, darunter die erste Stadt als Moloch, Rom mit sicher mehr als einer Million Einwohner, die in ebenso finsternen Gemäuern wohnten wie 2000 Jahre später die meisten Berliner in ihrer Mietskasernenstadt, im dritten oder vierten Hinterhof. Schon Hephaistos hatte wie selbstverständlich eine ummauerte Stadt auf seinen Schild geschmiedet.

Aristoteles hatte die Stadt als Einheit aus Gegensätzlichem bestimmt, und als ein Markt, dies im weitesten, auch ideellen Sinne; ein Ort, der wie ein Magnet die Menschen anzieht. Aber so ganz wohl war es der Menschheit wohl noch nie beim Bewerten der urbanen Welt. Horaz und Seneca schauen mit Misstrauen auf sie und selbst über so eine überschaubar kleine Landstadt wie Pompeji ist an Hand der Mauerinschriften einiges Anrühliche zu berichten. Sokrates soll bemerkt haben, dass es wunderbare Dinge auf dem Markt gäbe, die er aber alle nicht brauche. Immanuel Kant meinte: *Die Kaufleute freuen sich, wenn die Lämmer zum Markte kommen.* Die Kyniker Athens lauerten auf dem Marktplatz herum, um ein Opfer zu finden, dem sie ihre Weisheiten verkünden wollten, mit der Absicht danach zum Essen eingeladen zu werden. Danach zogen sie sich wie Diogenes in ein Fass außerhalb der Mauern zurück.

Gleichwohl - seit es Städte gibt - sind sie der Ort, wo die Musik (die Macht, der Reichtum, das (erhoffte) Glück in der Gemeinschaft mit Anderen) spielt. Die Stadt ist der Ort der Betriebsamkeit, wohin die Güter hingebracht werden, und wo das Kunstschöne der Bauten als Ertrag aus der Betriebsam-

keit geschaffen werden kann. Das Land ist der Ort der Arbeit, der einfachen Bedürfnisse des Lebensunterhalts, der nie durch großartige Ereignisse unterbrochene Stillstand - und arkadisch ist das Land erst dadurch, wenn es dem Auge des Städters gefällt oder seinen Geldbeutel nicht so strapaziert wie in der Stadt. Daran geht kein Weg vorbei. Auch der junge Orlando weiß, dass es den Berg Snowdon gibt, aber wichtiger ist es, dass es die große Stadt London gibt und dass dort gerade Fahnen geschmückte Fregatten aus Russland zum Beschwören des Bündnisses eingetroffen sind. Und sich unter den Fremden die hingebungsvolle Schöne befindet, der Orlando verfallen sein wird. Und der er nach Moskau folgen wird, bevor er sich im Verlauf einer erregten Nacht und Krankheit - heteronym - in eine Frau verwandelt. Was die Sprache, die alles möglich macht, was die Einbildungskraft so eingibt, uns Normalos so vor Augen zaubert!

Die Aufmerksamkeit für das Räumliche

Goethe segelte am 29. März 1787 von Neapel nach Palermo. Wegen widriger Winde kam das Schiff nur sehr langsam vorwärts, und der Seegang machte Goethe sehr zu schaffen, während sein Begleiter, der Maler Christoph Heinrich Kniep, eifrig dabei war, die Küsten von Capri, Ischia, der Insel Uscita und schließlich das am Horizont auftauchende sizilianische Gebirge und die vorgelagerten Küstenstriche zu skizzieren. Darauf nähert man sich der Bucht von Palermo. Goethe beschreibt die Stadt als urbanes Arkadien, als Welt der Einheit des Naturschönen (von der Natur geschaffen) und des Kunstschönen (die von Menschen bewirkte Hinzufügung). Vom 2. bis zum 18. April 1787 halten sich die beiden in Palermo auf.

Montag, den 2. April, früh 8 Uhr, fanden wir uns Palermo gegenüber. Endlich gelangten wir mit Not und Anstrengung nachmittags um drei Uhr in den Hafen, wo uns ein höchst erfreulicher Anblick entgegentrat. Die Stadt gegen Norden gekehrt, am Fuß hoher Berge liegend; über ihr, der Tageszeit gemäß, die Sonne herüberscheinend. Die klaren Schattenseiten aller Gebäude sahen uns an, vom Widerschein erleuchtet. Monte Pellegrino rechts, seine zierlichen Formen im vollkommensten Lichte, links das weit hingestreckte Ufer mit Buchten, Landzungen und Vorgebirgen. Was ferner eine allerliebste Wirkung hervorbrachte, war das junge Grün zierlicher Bäume, deren Gipfel, von hinten erleuchtet, wie große Massen vegetabilischer Johanniskwürmer vor den dunkeln Gebäuden hin und wider wogten.

Ein klarer Duft blaute alle Schatten. Durch die wunderbare, aus zwei ungeheuern Pfeilern bestehende Pforte, die oben nicht geschlossen sein darf, damit der turmhohe Wagen der heiligen Rosalia an dem berühmten Feste durchfahren könne, führte man uns in die Stadt und sogleich links in einen großen Gasthof. Der Wirt, ein alter behaglicher Mann, von jeher Fremde aller Nationen zu sehen gewohnt, führte uns in ein großes Zimmer, von des-

sen Balkon wir das Meer und die Reede, den Rosalienberg und das Ufer überschauten, auch unser Schiff erblickten und unsern ersten Standpunkt beurteilen konnten. Wir vergnügten uns an der unendlich mannigfaltigen Aussicht und suchten sie im einzelnen zeichnerisch und malerisch zu entwickeln, denn hier konnte man grenzenlos eine Ernte für den Künstler überschauen. Der helle Mondschein lockte uns des Abends noch auf die Reede und hielt nach der Rückkehr uns noch eine lange Zeit auf dem Altan. Die Beleuchtung war sonderbar, Ruhe und Anmut groß.

Palermo, Dienstag, den 3. April 1787. Unser erstes war, die Stadt näher zu betrachten, die sehr leicht zu überschauen und schwer zu kennen ist, leicht, weil eine meilenlange Straße vom untern zum obern Tor, vom Meere bis gegen das Gebirg' sie durchschneidet und diese ungefähr in der Mitte von einer andern abermals durchschnitten wird: was auf diesen Linien liegt, ist bequem zu finden; das Innere der Stadt hingegen verwirrt den Fremden, und er entwirrt sich nur mit Hilfe eines Führers in diesem Labyrinth. Gegen Abend schenken wir unsere Aufmerksamkeit der Kutschenreihe der bekannten Fahrt vornehmerer Personen, welche sich zur Stadt hinaus auf die Reede begaben, um frische Luft zu schöpfen, sich zu unterhalten und allenfalls zu kourtoisieren.

Zwei Stunden vor Nacht war der Vollmond eingetreten und verherrlichte den Abend unaussprechlich. Die Lage von Palermo gegen Norden macht, dass sich Stadt und Ufer sehr wundersam gegen die großen Himmelslichter verhält, deren Widerschein man niemals in den Wellen erblickt. Deswegen wir auch heute an dem heitersten Tage das Meer dunkelblau, ernsthaft und zudringlich fanden, anstatt dass es bei Neapel von der Mittagsstunde an immer heiterer, lustiger und ferner glänzt.

Er schildert am nächsten Tag den Geliebten zu Hause über den schönsten Genuss den die unvergleichlichen, eine große Wassermasse umfassenden Bucht auf ihn macht. Von Osten herauf, wo ein flacheres Vorgebirg weit in die See greift, an vielen schroffen, wohlgebildeten, waldbewachsenen Felsen hin bis an die Fischerwohnungen der Vorstädte herauf, dann an der Stadt selbst her, deren äußere Häuser alle nach dem Hafen schauen, wie unsere Wohnung auch, bis zu dem Tore, durch welches wir hereinkamen. Dann geht es westwärts weiter fort an den gewöhnlichen Landungsplatz, wo kleinere Schiffe anlegen, bis zu dem eigentlichen Hafen an den Molo, die Station größerer Schiffe.

Da erhebt sich nun, sämtliche Fahrzeuge zu schützen, in Westen der Monte Pellegrino in seinen schönen Formen, nachdem er ein liebliches, fruchtbares Tal, das sich bis zum jenseitigen Meer erstreckt, zwischen sich und dem eigentlichen festen Land gelassen. Am folgenden Tag besuchten wir das fruchtreiche und angenehme Tal, welches die südlichen Berge herab

an Palermo vorbeizieht, durchschlängelt von dem Fluß Oreto. Auch hier wird ein malerisches Auge und eine geschickte Hand gefordert, wenn ein Bild soll gefunden werden, und doch erhaschte Kniep einen Standpunkt, da, wo das gestemmte Wasser von einem halbzerstörten Wehr herunterfließt, beschattet von einer fröhlichen Baumgruppe, dahinter das Tal hinaufwärts die freie Aussicht und einige landwirtschaftliche Gebäude. Die schönste Frühlingswitterung und eine hervorquellende Fruchtbarkeit verbreitete das Gefühl eines belebenden Friedens über das ganze Tal.

Den 5. April 1787. Wir gingen die Stadt im besondern durch. Die Bauart gleicht meistens der von Neapel, doch stehen öffentliche Monumente, z. B. Brunnen, noch weiter entfernt vom guten Geschmack. Hier ist nicht wie in Rom ein Kunstgeist, welcher die Arbeit regelt; nur von Zufälligkeiten erhält das Bauwerk Gestalt und Dasein. Ein von dem ganzen Inselvolke angestaunter Brunnen existierte schwerlich, wenn es in Sizilien nicht schönen, bunten Marmor gäbe, und wenn nicht gerade ein Bildhauer, geübt in Tiergestalten, damals Gunst gehabt hätte.

Gegen Abend machte ich eine heitere Bekanntschaft, indem ich auf der langen Straße bei einem kleinen Handelsmanne eintrat, um verschiedene Kleinigkeiten einzukaufen. Als ich vor dem Laden stand, die Ware zu besehen, erhob sich ein geringer Luftstoß, welcher, längs der Straße her wirbelnd, einen unendlichen erregten Staub in alle Buden und Fenster so gleich verteilte. »Bei allen Heiligen! sagt mir«, rief ich aus, »woher kommt die Unreinlichkeit eurer Stadt, und ist derselben denn nicht abzuhelpfen? Diese Straße wetteifert an Länge und Schönheit mit dem Corso zu Rom. An beiden Seiten Schrittsteine, die jeder Laden- und Werkstattbesitzer mit unablässigem Kehren reinlich hält, indem er alles in die Mitte hinunterschiebt, welche dadurch nur immer unreinlicher wird und euch mit jedem Windshauch den Unrat zurücksendet, den ihr der Hauptstraße zugewiesen habt. In Neapel tragen geschäftige Esel jeden Tag das Kehricht nach Gärten und Feldern, sollte denn bei euch nicht irgendeine ähnliche Einrichtung entstehen oder getroffen werden?«

»Es ist bei uns nun einmal, wie es ist«, versetzte der Mann; »was wir aus dem Hause werfen, verfault gleich vor der Türe übereinander. Ihr seht hier Schichten von Stroh und Rohr, von Küchenabgängen und allerlei Unrat, das trocknet zusammen auf und kehrt als Staub zu uns zurück. Gegen den wehren wir uns den ganzen Tag. Aber seht, unsere schönen, geschäftigen, niedlichen Besen vermehren, zuletzt abgestumpft, nur den Unrat vor unsern Häusern.«

Auf meine wiederholte Frage, ob dagegen keine Anstalt zu treffen sei, erwiderte er, die Rede gehe im Volke, dass gerade die, welche für Reinlichkeit zu sorgen hätten, wegen ihres großen Einflusses nicht genötigt werden

könnten, die Gelder pflichtmäßig zu verwenden, und dabei sei noch der wunderliche Umstand, dass man fürchte, nach weggeschafftem misthaftem Geströhde werde erst deutlich zum Vorschein kommen, wie schlecht das Pflaster darunter beschaffen sei, wodurch denn abermals die unredliche Verwaltung einer andern Kasse zutage kommen würde. Das alles aber sei, setzte er mit possierlichem Ausdruck hinzu, nur Auslegung von Übelgesinnten, er aber von der Meinung derjenigen, welche behaupten, der Adel erhalte seinen Karossen diese weiche Unterlage, damit sie des Abends ihre herkömmliche Lustfahrt auf elastischem Boden bequem vollbringen könnten. Und da der Mann einmal im Zuge war, bescherzte er noch mehrere Missbräuche, mir zu tröstlichem Beweis, dass der Mensch noch immer Humor genug hat, sich über das Unabwendbare lustig zu machen.

Soweit Goethe als Missstände bemerkender Ministerialbeamter, der er im Hauptberuf war, und erkennen muss, dass Politik das eine, die Realität das andere ist. Er wendet sich daher anderen Gedanken zu, seiner Darwin vorwegnehmenden Vorstellung der Urpflanze und ihrer Metamorphosen. *In dem öffentlichen Garten unmittelbar an der Reede brachte ich im stillen die vergnügtesten Stunden zu. Es ist der wunderbarste Ort von der Welt. Regelmäßig angelegt, scheint er uns doch feenhaft; vor nicht gar langer Zeit gepflanzt, versetzt er ins Altertum. Grüne Beeteinfassungen umschließen fremde Gewächse, Zitronenspaliere wölben sich zum niedlichen Laubengange, hohe Wände des Oleanders, geschmückt von tausend roten nelkenhaften Blüten, locken das Auge. Ganz fremde, mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrscheinlich aus wärmern Gegenden, verbreiten seltsame Zweige. Eine hinter dem flachen Raum erhöhte Bank lässt einen so wundersam verschlungenen Wachstum übersehen und lenkt den Blick zuletzt auf große Bassins, in welchen Gold- und Silberfische sich gar lieblich bewegen, bald sich unter bemooste Röhren verbergen, bald wieder scharenweise durch einen Bissen Brot gelockt, sich versammeln. An den Pflanzen erscheint durchaus ein Grün, das wir nicht gewohnt sind, bald gelblicher, bald blaulicher als bei uns. Was aber dem Ganzen die wunderbarste Anmut verlieh, war ein starker Duft, der sich über alles gleichförmig verbreitete, mit so merklicher Wirkung, dass die Gegenstände, auch nur einige Schritte hintereinander entfernt, sich entschiedener hellblau voneinander absetzten, so dass ihre eigentümliche Farbe zuletzt verloren ging, oder wenigstens sehr überbläut sie sich dem Auge darstellten.*

Welche wundersame Ansicht ein solcher Duft entfernteren Gegenständen, Schiffen, Vorgebirgen erteilt, ist für ein malerisches Auge merkwürdig genug, indem die Distanzen genau zu unterscheiden, ja zu messen sind; deswegen auch ein Spaziergang auf die Höhe höchst reizend ward. Man sah keine Natur mehr, sondern nur Bilder, wie sie der künstlichste Maler durch Lasieren auseinander gestuft hätte. Aber der Eindruck jenes Wundergartens war mir zu tief geblieben; die schwärzlichen Wellen am nördlichen Ho-

rizonte, ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des düstenden Meeres, das alles rief mir die Insel der seligen Phäaken in die Sinne sowie ins Gedächtnis. Ich eilte sogleich, einen Homer zu kaufen, jenen Gesang mit großer Erbauung zu lesen und eine Übersetzung aus dem Stegreif Kniepen vorzutragen, der wohl verdiente, bei einem guten Glase Wein von seinen strengen heutigen Bemühungen behaglich auszu-ruhen.

Palermo, Dienstag, den 10. April 1787. Heute fuhren wir bergauf nach Monreale. Ein herrlicher Weg, welchen der Abt jenes Klosters zur Zeit eines überschwenglichen Reichtums angelegt hat; breit, bequemen Anstiegs, Bäume hie und da, besonders aber weitläufige Spring- und Röhrenbrunnen, beinah pallagonisch verschnörkelt und verziert, desungeachtet aber Tiere und Menschen erquickend. Wir fuhren mit ganz andern Gesinnungen nach Hause als gestern. Heute hatten wir eine große Anstalt zu bedauern, die eben zu der Zeit versinkt, indessen an der andern Seite ein abgeschmacktes Unternehmen mit frischem Wachstum hervorsteigt. Sizilien und Neugriechenland lässt mich nun wieder ein frisches Leben hoffen.

Dass ich über diese Gegenstände mich in allgemeine Betrachtungen ergehe, ist ein Beweis, dass ich noch nicht viel davon verstehen gelernt habe; doch das wird sich mit dem übrigen nach und nach schon geben. Italien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der Seele: hier ist erst der Schlüssel zu allem. Vom Klima kann man nicht Gutes genug sagen; jetzt ist's Regenzeit, aber immer unterbrochen; heute donnert und blitzt es, und alles wird mit Macht grün. Der Lein hat schon zum Teil Knoten gewonnen, der andere Teil blüht. Man glaubt in den Gründen kleine Teiche zu sehen, so schön blaugrün liegen die Leinfelder unten. Der reizenden Gegenstände sind unzählige! Ein Weltgarten hatte sich aufgetan. Warum sind wir Neuen doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können! Mittwoch, den 18. April 1787. Beizeiten ritten wir aus Palermo.

Kann man somit das (damalige) Palermo als einen Vorgeschmack wie -genuss auf das kommende Jerusalem sehen? Man sollte unbedingt die "Italienische Reise" einmal gelesen haben. Das Können in die Welt zu schauen - die Beobachtungsgabe - ist unvergleichlich reich entwickelt. Es setzt sich in zweierlei Weise um, in den Zeichnungen Knieps wie im Schriftlichen Goethes. Und es geht auf Beides: das Naturschöne wie das Kunstschöne, wobei das Naturschöne, die Lage am Meer, der Berg, die Pflanzenwelt in den Gärten wie im Tal des Flusses überwiegt.

Es ist ja eine Eloge zur Erbauung der *Geliebten* daheim, denen er - das muss man hinzufügen - wegen der heimatlichen Beschränktheiten ohne Ankündigung aus Karlsbad frühmorgens entwichen war. Heute wäre es

wohl nicht möglich, dass ein Minister und Höfling sich ohne Erlaubnis des Souveräns aus dem Staube macht. Insofern erklärt sich, dass alles was berichtet wird ins Wunderbare gerät, und so wird alles zur Eloge fremder, ferner Welten. Die "italienische Reise" ist de facto ein Entschuldigungsschreiben in der Hoffnung, wieder gnädig aufgenommen zu werden. Jedenfalls steht sie im deutlichen Widerspruch zu Lampedusa, was sich zum Teil daraus erklärt, dass zum einen ein Landedelmann berichtet, der dort lebt, zum anderen ein Tourist, der begierig und mit guter wie vergleichender Beobachtungsgabe aufnimmt, was sich dort abspielt. Die Mannigfaltigkeit des Volkslebens findet bei Goethe keine Beachtung. Beziehungsweise nur in wenigen Exemplaren, die etwas mitteilen - so der Handelsmann, der das Unabwendbare einer nachlässigen Stadtherrschaft mit Humor nimmt - oder der Prinz Pallagonia, der den Palast seines Vaters zum Panoptikum umgestaltet, wie es ja später in den neugotischen Villen und Burgen geschah.

Das Volk als Ganzes kommt nur einmal vor, nämlich am Ostertag: *Nun aber ging die lärmige Freude über die glückliche Auferstehung des Herrn mit Tagesanbruch los. Petarden, Lauffeuer, Schläge, Schwärmer und dergleichen wurden kastenweis vor den Kirchtüren losgebrannt, indessen die Gläubigen sich zu den eröffneten Flügelpforten drängten. Glocken- und Orgelschall, Chorgesang der Prozessionen und der ihnen entgegenenden geistlichen Chöre konnten wirklich das Ohr derjenigen verwirren, die an eine so lärmende Gottesverehrung nicht gewöhnt waren.*

Die Verwandlung der Stadt durch die Moderne

Soziologisch - auf die menschlichen Verhältnisse im Miteinander als Chaos zu schauen - war Aristoteles - und wohl auch Goethe - eher unbedarft, denn dass in der Stadt und gerade dort es um oben und unten geht - d.h. um erworbenes oder ererbtes Geld - das hat er nicht in seine Definition mit hineingenommen und somit das "Grundbedürfnis" des sich Erhebens über andere mit dem Zweck, den Mehrwert der Arbeit zum eigenen Wohlleben und Müßiggang (Karl Marx) abzuschöpfen, unter einer abstrakten Formel - der Einheit von Gegensätzen - unerwähnt gelassen. Das hat auf meisterhafte Weise und weit über dem Geplänkel heutiger Stadtsoziologen mit ihrem ständigen Entweder - Oder Emile Zola getan, als er - auf naturalistische Weise wie es in der Literaturexegese heißt - Plassans beschreibt. Plassans ist Aix en Provence, wo Zola geboren wurde und aufgewachsen ist.

Plassans ist der Sitz einer Unterpräfektur und zählt beiläufig zehntausend Seelen. Auf der Hochebene erbaut, die die Viorne beherrscht, im Norden an die Hügel von Garrigues, eine der letzten Abzweigungen der Alpen sich lehnd, liegt die Stadt gleichsam in einer Sackgasse. Im Jahre 1851 verkehrte sie mit der Umgegend nur durch zwei Straßen: die Nizzaer Straße,

die gen Osten absteigt, und die Straße von Lyon, die gen Westen aufsteigt, die eine die andere fortsetzend in zwei fast parallelen Linien.

Noch vor zwanzig Jahren hatte - ohne Zweifel infolge des Mangels an Verkehrswegen - keine zweite Stadt so sehr wie Plassans den frommen und aristokratischen Charakter der alten provençalischen Städte bewahrt. Die Stadt besaß und besitzt heute noch ein ganzes Viertel von Herrenhäusern, die unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. erbaut wurden, ein Dutzend Kirchen, ein Jesuiten- und ein Kapuziner-Ordenshaus und eine ansehnliche Anzahl von Klöstern. Die Verschiedenheit der Klassen wurde hier lange Zeit durch die Sonderung der Stadtviertel gekennzeichnet. Plassans zählt deren drei, deren jedes für sich gleichsam einen besonderen, vollständigen Stadtteil bildet, der seine eigene Kirche, seinen eigenen Spazierweg, seine besonderen Sitten und Gebräuche, seinen besonderen Gesichtskreis hat.

Das Adelsviertel - auch das St.-Markus-Viertel genannt nach einer der Pfarren, die hier die Seelsorge versehen - ein Klein-Versailles mit engen, grasüberwucherten Gässchen, deren breite, viereckige Häuser große Gärten verbergen, dehnt sich im Süden, am Rande der Hochebene aus. Manche Herrenhäuser, knapp am Abhange gebaut, haben ein Doppelstockwerk von Terrassen, von denen aus man das ganze Viornetal überschauen kann, - ein herrlicher, in der Gegend vielgerühmter Aussichtspunkt. Das alte Viertel, die "Altstadt", erhebt sich im Nordwesten mit ihren engen, krummen Gässchen, die von baufälligen Hütten eingesäumt waren. Hier befinden sich: das Bürgermeisteramt, das Zivilgericht, der Markt, die Gendarmerie. Dieser Teil von Plassans - der volkreichste - ist von Arbeitern, Geschäftsleuten, all dem kleinen Volk der Not und Plage bewohnt. Die Neustadt endlich bildet eine Art Längenviereck im Nordosten; die Bürgerklasse, d. h. die Leute, die Heller für Heller ein Vermögen gesammelt haben, und die einen sogenannten freien Beruf ausüben, wohnen hier in säuberlich aneinander gereihten, hellgelb getünchten Häusern.

Die Bevölkerung von Plassans kann in drei Gruppen eingeteilt werden; so viele Stadtviertel, ebenso viele kleine, abgesonderte Welten. Ausnahmen bilden die Beamten: der Unterpräfekt, der Steuereinnahmer, der Grundbuchführer, der Posthalter, lauter Leute, die aus der Fremde gekommen sind, hier wenig geliebt und sehr beneidet werden und sich daher ihr Leben nach ihrer Behaglichkeit einrichten. Die wirklichen Einwohner von Plassans, die hier geboren und hier zu sterben entschlossen sind, achten zu sehr die überkommenen Gebräuche und die von alters her aufgerichteten Scheidegrenzen, um sich nicht von selbst in einer der gesellschaftlichen Klassen der Stadt einzupferchen. Die Adligen schließen sich vollständig ab. Seit dem Sturze Karls X. gehen sie kaum mehr aus; und wenn sie ausgehen, schleichen sie furchtsam dahin wie in Feindesland und beeilen sich, in ihre großen, stillen Paläste zurückzukehren. Sie gehen zu niemandem

und besuchen sich selbst gegenseitig nicht. In ihren Salons erscheinen höchstens einige Geistliche. Im Sommer bewohnen sie die Schlösser, die sie in der Umgegend besitzen; im Winter bleiben sie am warmen Kamin sitzen. Es sind Tote, die sich durch das Leben hindurch langweilen. In ihrem Stadtviertel herrscht denn auch die dumpfe Stille eines Kirchhofes. Türen und Fenster sind sorgfältig verrammelt. Man glaubt eine Reihe von Klöstern vor sich zu haben, die allem Geräusch der Außenwelt verschlossen sind. Von Zeit zu Zeit sieht man einen Abbé vorbeikommen, dessen leiser Auftritt längs der geschlossenen Häuser die Stille noch zu vertiefen scheint und der dann wie ein Schatten unter einer halb geöffneten Haustür verschwindet.

Der Bürgerstand, d. h. die Kaufleute, die sich von den Geschäften zurückgezogen haben, die Advokaten, die Notare, alle die kleinen Leute, die wohlhabend und voll Ehrgeiz sind, kurz: die Bevölkerung der Neustadt, ist bemüht, Plassans einiges Leben zu verleihen. Sie werden zu den Abendunterhaltungen des Herrn Unterpräfekten eingeladen, und es ist ihr sehnlichster Wunsch, ähnliche Feste zu geben. Sie streben gern nach Volkstümlichkeit, nennen einen Arbeiter: »mein Lieber«, reden mit den Bauern von der Ernte, lesen die Zeitungen und gehen am Sonntag mit ihren Frauen und Töchtern spazieren. Es sind die fortgeschrittenen Geister des Ortes, die einzigen, die einen Witz über die Stadtmauern wagen; sie haben sogar schon wiederholt von der Stadtvertretung die Entfernung dieser »alten Wälle« gefordert, dieser »Überreste einer anderen Zeit«. Das hindert aber nicht, dass die zweifelsüchtigsten unter ihnen von tiefer Freude erfüllt werden, sooft ein Marquis oder ein Graf sie eines leichten Grußes würdigt. Der Traum eines jeden Bürgers der Neustadt geht dahin, in einen Salon der St. Markus-Vorstadt eingeladen zu werden. Sie wissen wohl, dass dieser Traum sich nicht verwirklichen kann, und darum schreien sie nur um so lauter, dass sie Freidenker sind, und sind bereit, bei dem mindesten Grollen des Volkes sich dem erstbesten Retter in die Arme zu werfen.

Die Gruppe, die im alten Stadtviertel arbeitet und ihr Leben fristet, ist nicht so genau zu bestimmen. Das gemeine Volk, die Arbeiter sind da in der Mehrheit; aber es gibt da auch Krämer und sogar einige Großkaufleute. In Wahrheit ist Plassans weit entfernt, ein Handelszentrum zu sein; es wird nur so viel gehandelt, wie nötig ist, um sich der Erzeugnisse der Gegend zu entledigen, die in Öl, Wein, Mandeln bestehen. Was das Gewerbe betrifft, so ist es durch einige Gerbereien vertreten, die mit ihrem Missdufte eine Straße des alten Quartiers verpesten, dann durch einige Filzhutereien und eine Seifensiederei, welch letztere in einen Winkel der Vorstadt verbannt ist. Diese kleinen Handels- und Gewerbsleute besuchen zwar an hohen Festtagen die Bürger der Neustadt, leben aber zumeist unter den Arbeitern der Altstadt. Kaufleute, Krämer und Arbeiter haben gemeinschaftliche Interessen, die sie zu einer Familie vereinigen. Nur am Sonntag wa-

schen sich die Arbeitgeber die Hände und bleiben dann hübsch unter sich. Die Arbeiter, kaum ein Fünftel der gesamten Bevölkerung, verlieren sich übrigens unter den Müßiggängern der Stadt und ihrer Umgebung.

Ist Plassans bei aller Entfremdung der Schichten noch geruhsam oder schon ungemütlich? *Seither ist eine Eisenbahn gebaut worden, deren Linie die Stadt im Süden berührt, am Fuße des Abhanges, der von den alten Stadtwällen steil zum Flüsschen abfällt. Wenn man heute aus dem Bahnhofs tritt, der am rechten Ufer der Viorne liegt, sieht man aufblickend die ersten Häuser von Plassans, deren Gärten Terrassen bilden. Man muss eine gute Viertelstunde bergauf klettern, bis man diese Häuser erreicht. Hinaufklettern - ob per Bahn oder über die Straße von Lyon - werden die Truppen des zweiten Napoleons, der Neffe, und damit beginnt die Geschichte vehement zu werden.*

In der Stadt ist man unter Menschen und somit unter einem Sozialregime, da wird einem jedem und einer jeder ein Stand zugewiesen, und daraus folgt ein Platz getrennt von anderen und daraus wiederum folgt, wie man sich verhält, und aus diesen - wenn die Erwartungen animiert werden - die sozialen Spannungen. Das weite Land und die Kleinstädte wie Plassans haben (noch) keine Geschichte, allenfalls Annalen. Nur die Geburten und Todesfälle werden in den kirchlichen Standesbüchern vermerkt. Die wechselnden Ereignisse - Teuerung, Hungerzeiten, wenn Unwetter oder späte Fröste die Aussaat vernichteten, Kriegswirren - verbleiben nur etwa zwei bis drei Generationen im ungeschriebenen kollektiven Gedächtnis. *Glücklich die Völker, deren Geschichte sich langweilig liest.* So sagte es Montesquieu. Plassans steht zwischen Tradition und dem Druck der anstehenden Neuerungen. Die wenig despektierliche Sippe der Rougon-Macquarts machen was daraus für ihre Fortüne. In den folgenden Romanen Zolas (es sind 20!) sind sie die geschäftigen Spießler, die reich werden und einen der Ihren selbst in die l'assemblée nationale entsenden können.

Jedenfalls: im Verlauf des frühen 19. Jahrhunderts begann sich die Welt zu ändern wie nie zuvor. Es war die Epoche der Umwälzungen, der Ursprung der Moderne. Eine materielle Revolution auf der Grundlage der Naturwissenschaften, Physik und Chemie vor allem, und der gewerblichen, nun industriellen Organisationsmethoden einerseits und eine mentale, die in dieser seltsamen Vermischung von Aufklärung und Romantik viel Gutes und viel Schlimmes in sich birgt, andererseits. Im Boden schürfen, um andere Stoffe zu finden, Energie zu sichern, um darauf Marktmacht zu gewinnen. So wichtig wie spektakulär sich die Erstürmung der Bastille in Paris 1789 erwies; noch wichtiger und umwälzender war, dass im selben Jahr in Yorkshire zum ersten Mal gut funktionierende Schienenwege aus gezogenem Stangeneisen angelegt wurden. In den Ländern, die diesen Weg gingen, verdoppelte sich in jeweils kurzer Zeit die Zahl der Bewohner, der

Ausstoß an Gütern, der Bestand an Wissen, die technischen Einrichtungen, die Zahl der Familien, die im Wohlstand leben, aber auch derer, die aus den gewohnten Lebensumständen ausgestoßen wurden. Aus Landbewohnern wurden mehr und mehr Stadtbewohner. Und damit änderte sich der Fokus der Literatur.

Schon weiter als Plassans in der industriellen Moderne ist Coketown, das Charles Dickens in seinem Roman "Schwere Zeiten" beschreibt, angelangt. Der englische Maler Lawrence Stephan Lowry stellte keine arkadischen Landschaften mehr dar, sondern die Verunstaltung der Midlands durch Schornsteinlandschaften unter dem Diktat des ausgerufenen "Gewerbefleißes", der dafür sorgen sollte, das "Glück der möglichst größten Zahl" (Jeremy Bentham, der Philosoph des Nützlichkeitsdenkens) herbei zu zaubern.

Coketown mutierte zum ...Triumph der neuartigen Tatsachen. Es war eine Stadt aus roten Ziegelsteinen, oder vielmehr aus Ziegelsteinen, die rot gewesen wären, wenn Rauch und Asche dies zugelassen hätten. Doch wie die Dinge lagen, war es eine Stadt von unnatürlichem Rot und Schwarz. Es war eine Stadt der Maschinen und der hohen Schornsteine, aus denen immer und ewig endlose Rauchschnangen krochen, die sich niemals ganz entrollten. Es gab einen schwarzen Kanal und einen Fluss, dessen Wasser purpurrot waren von stinkender Farbe. Es gab riesige Gebäudemassen voller Fenster, durch die den ganzen Tag ein Rattern und Zittern ging und in denen der Kolben der Dampfmaschine eintönig auf und ab fuhr wie der Kopf eines dem melancholischen Wahnsinn verfallenen Elefanten. Es gab einige große Straßen, die einander alle sehr ähnelten, und viele kleine Straßen, die einander noch mehr ähnelten. Darin wohnten Menschen, die sich ebenso sehr ähnelten, die alle zur gleichen Zeit kamen und gingen, die alle im selben Schritt über dasselbe Pflaster gingen, um dieselbe Arbeit zu tun. Menschen, für die jeder neue Tag genauso war wie der gestrige und der morgige und jedes Jahr ein Ebenbild des vergangenen und des nächsten. In Coketown gab es nichts zu sehen, was nicht nützlich und zweckmäßig gewesen wäre. Das Gefängnis hätte ebenso gut das Krankenhaus, das Krankenhaus ebenso gut das Gefängnis sein können. Das Rathaus hätte eines von beidem oder beides oder irgend etwas anderes sein können; die Anmut ihrer Bauart jedenfalls widersprach dem durchaus nicht.

Der "Plot" des Romans besteht darin, dass die dem Regime unterworfenen, unterlegenen Einwohner ihre Menschenwürde, ihre Anständigkeit im Miteinander bewahren, die Fabrikherrn, ihre Helfer, die Ideologen, und ihre Kinder dagegen nicht, so war ja auch die Botschaft von Horaz. Die modernen Coketowns sind die Mega-Städte wie Mexiko, in die oft jährlich Hunderttausende zugewandert sind, ohne dass sie dort sich einen Platz im Leben verschaffen können.

Das erschreckende Neue, die Megastädte

Das Erschauern über die andere - englische - Form der Stadt, die große Stadt, die Großstadt oder Metropole, wurde seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in einer danach anschwellenden Literatur über die Städte Paris und London mit einer gewissen Wollust den Lieben daheim, die (noch) in einer überschaubaren Residenzstadt wie Berlin oder Weimar lebten, geschildert. Sie ist dreigeteilt. Zum einen topographisch, die herausragenden Monumente einschließend, zum Andern als Hort des Sittenverfalls, zum dritten als Konzentration der Kräfte der "Entwicklung des Geistes", den Hegel als Weltgeist zu erkennen behauptete. Nun ja, der Schöpfer wird sich amüsiert haben über diese Anmaßung der aus dem Paradies Vertriebenen.

Das für die Damaligen überraschende Neue ist die Anhäufung von Menschenmassen in Millionenstärke. Der Boden, der in Goethes Palermo noch in wenigen Minuten erreichbare Kulturboden mit Gärten, Feldern, Flusstälern bedeckt ist und weite Aussichten bietet, ist nun meilenweit mit Straßen und Häusern bedeckt. Und der Verkehr auf den Straßen ist abenteuerlich.

So berichtet Georg Christoph Lichtenberg am 10. Januar 1775 den Lieben daheim in Göttingen: *Dem ungewöhnten Auge erscheint dieses alles ein Zauber; desto mehr Vorsicht ist nöthig, Alles gehörig zu betrachten; denn kaum stehen Sie still, Bums! läuft ein Packträger wider Sie an und ruft by Your leave wenn Sie schon auf der Erde liegen. In der Mitte der Strase rollt Chaise hinter Chaise, Wagen hinter Wagen und Karm hinter Karm. Durch dieses Getöse, und das Sumsen und Geräusch von tausenden von Zungen und Füßen, hören Sie das Geläute von Kirchthürmen, die Glocken der Postbediensteten, die Orgeln, Geigen, Leyern und Tambourinen englischer Savoyarden, und das Heulen derer, die an den Ecken der Gasse unter freyem Himmel kaltes und warmes feil haben. Dann sehen Sie ein Luftfeuer von Hobelspänen Etagen hoch auflodern in einem Kreis von jubilierenden Betteljungen, Matrosen und Spitzbuben. Auff einmal rufft einer dem man sein Schnupftuch genommen: stop thief und alles rennt und drückt und drängt sich, viele, nicht um den Dieb zu haschen, sondern selbst vielleicht eine Uhr oder einen Geldbeutel zu erwischen. Ehe Sie es sich versehen, nimmt Sie ein schönes, niedlich angekleidetes Mädchen bey der Hand: come, My Lord, come along, let us drink a Glass together, or I'll go with You if You please; dann passiert ein Unglück 40 Schritte vor Ihnen; God bless me, rufen Einige, poor creature ein Anderer; da stockt's und alle Taschen müssen gewahrt werden, alles scheint Antheil an dem Unglück des Elenden zu nehmen, auf einmal lachen alle wieder, weil einer sich aus Versehen in die Gosse gelegt hat; look there, damn me, sagt ein Dritter und dann geht der Zug weiter. Zwischen durch hören Sie vielleicht einmal ein Geschrey von hunderten auf einmal, als wenn ein Feuer auskäme, oder ein Haus einfiel. In Göttingen geht man hin und sieht wenigstens von 40*

Schritten was es giebt, hier ist man froh wenn man heiler Haut in einem Neben Gäßgen den Sturm auswarten kann. Wo es breiter wird, da läuft alles, niemand sieht aus als wenn er spazieren ginge. Das ist Cheapside und Fleetstreet an einem December Abend.

Na, der Lichtenberg wird doch nicht den eindeutigen Zuflüsterungen erlegen sein? So wie James Boswell, dessen "London Diary" - und speziell die Episode mit der hübschen Louisa, die ihm ein unangenehmes Malheur einbrachte - zu der Art von Literatur gehört, die so direkt anthropologisch ist, wie es kein Lehrbuch darüber sein kann. 1968 habe ich in Londons Innenstadt ein halbes Jahr gelebt und gearbeitet; und war doch froh, dass es geordneter als damals zuing. Die Zivilisation hat doch gründlich am Verkehrs- und Sozialwesen gearbeitet. Nur einmal kam das Archaische zu Tage, als nämlich zwei Herren mit ihren Autos sich - nicht weiter schlimm - berührt hatten, und der eine (der Schuldige) dem verduztten Unfallgegner mitten ins Gesicht schlug. Er wollte wohl die Schuldfrage kurzerhand selber zu seinen Gunsten klären. Wie sagt man: *die Decke der Zivilisation ist nur dünn.*

Robert Walser macht sich in „Jakob von Guntem“ über die zivilisatorische Rolle der Großstadt lustig (vermutlich Berlin, wo er einige Monate sich als Literat behaupten wollte, letztlich vergeblich). *Ich liebe den Lärm und die fortlaufende Bewegung der Großstadt. Was unaufhörlich fortläuft, zwingt zur Sitte. Dem Dieb zum Beispiel, wenn er all die regsamen Menschen sieht, muss unwillkürlich einfallen, was für ein Spitzbube er ist, nun, und der fröhlich-bewegliche Anblick kann Besserung in sein verfallenes, ruinenartiges Wesen schütten. Der Prahlhans wird vielleicht etwas bescheidener und nachdenklicher, wenn er all die Kräfte, die sich schaffend zeigen, erblickt, und der Unschickliche sagt sich möglicherweise, wenn ihm die Schmiegsamkeit der Vielen ins Auge fällt, er sei doch ein entsetzlicher Wicht, derart auf der Breitspurigkeit und Anmaßung dumm und eitel zu thronen. Ja, das alles erscheint mir gut und groß. Man gewinnt, indem man mitten im Gestrudel und Gesprudel ist.*

Und steht dagegen die Empfindung auf dem Lande als Gleichnis für das bessere Leben? *Wenn man nicht feste, ruhige Linien am Horizonte seines Lebens hat, Gebirgs- und Waldlinien gleichsam, so wird der innerste Wille des Menschen selber unruhig, zerstreut und begehrlieh wie das Wesen des Städters: er hat kein Glück und gibt kein Glück.* So Friedrich Nietzsche, der sich in dieser Äußerung als Spätromantiker darstellt. Somit gilt es als Palliativ für die Städter, die wir inzwischen ja fast alle sind, die *ruhigen Linien der Natur* immer wieder aufzusuchen. Doch bald sehnt man sich doch *ins Gesprudel* zurück! Und zu den *Prahlhänsen*, umso mehr, wenn man selbst einer ist oder meint, einer sein zu müssen.

Die Stadt als Ort des Begehrens

Gleichwohl, die Stadt zieht an, das war im 19. Jahrhundert der Fall und heute ist es genauso. Warum? Ist nicht das arkadische Leben viel erstrebenswerter als das im Labyrinth eines städtischen Molochs? Der Grund ist, dass Menschen "mitten im Leben stehen wollen" und dieses Begehren ist dort, wo sich der Umgang auf eine kärgliche Nachbarschaft beschränkt nicht so leicht zu verwirklichen.

Das sieht man dann am nachdrücklichsten, wenn sie sich als Versprechen für die Kür des Körpers und des Gemüts präsentiert - so die Gesellschaftsbäder, wie sie im 18. Jahrhundert in England, die Stadt Bath, und im 19. Jahrhundert im Schwarzwald, Baden-Baden, auf besonders attraktive Weise entstanden sind. Wer sich da nicht alles vor dem Konversationshaus in Baden-Baden tummelt. Schaut man hinein! Die russischen Landjunker, die sich an den *fiches* am Russenbaum über angeschlagene Versuchungen informieren, der vielleicht mittellose Leutnant, der sich die offerierten Schönen bekiekt, und sich Gedanken über eine einträgliche Mitgift macht? Der Schwarzwaldbauer mit Frau und Kind, denen diese Welt attraktiv wie unheimlich erscheint. Da die "einfachen Leute vom Lande" inmitten der antik gehübschten Welt von den "Vornehmen" nicht so gern gesehen wurden, wurde ihnen später von der großherzoglichen Verwaltung der Zutritt verboten, das Gelände mit einem Zaun abgegrenzt.

Auch Catherine Morland in Jane Austens „Northanger Abbey“ will mitten im Leben stehen, aber es geht nicht ganz ohne Verwicklungen. Sie ist 17 Jahre alt und in einer ländlichen Pfarrei aufgewachsen und wird von reichen Verwandten, den Allens, mit nach Bath genommen. Bath war das angesagteste Modebad der Zeit. *Sie hatte - wie oft genug versichert wird - weder Talent zum Klavierspielen noch zum Umgang mit dem Zeichenstift, es langte nicht einmal dazu, das Profil eines Verehrers zu skizzieren, was jedoch nicht weiter schlimm war, weil sie keinen Verehrer hatte. Sie hatte das Alter von siebzehn erreicht, ohne einen einzigen liebenswürdigen jungen Mann gesehen zu haben, der ihre Gefühle geweckt hätte, ohne eine einzige wahre Leidenschaft hervorgerufen zu haben, ja, ohne mehr als höchst mäßige und flüchtige Bewunderung erregt zu haben. Das war wirklich sonderbar! Aber sonderbare Dinge hören auf, es zu sein, wenn man ihnen auf den Grund geht. Es gab keinen einzigen Lord in der Nachbarschaft, ja nicht einmal einen Baron. In ihrem gesamten Bekanntenkreis hatte nicht eine einzige Familie einen Jungen großzuziehen, den sie zufällig vor ihrer Türe gefunden hätte - nicht einen einzigen jungen Mann, dessen Herkunft unbekannt war. Ihr Vater hatte kein Mündel und der reichste Mann der Gegend keine Kinder.*

Der Aufbruch einer „mannbaren“ Frau - wie man damals sagte - aus dieser

Einsamkeit, die im Übrigen durch das Lesen von romantischen Schauergeschichten, die als *gothic novels* in Mode gekommen waren, nur unzureichend überwunden wurde, in die „gute Gesellschaft“ und damit nach Bath bildet den ersten Teil des Romans. Nach umständlichen, die Kleidung betreffenden Vorbereitungen der besorgten Eltern kam sie in Bath an. *Catherine war voll gespannter Erwartung, ihre Augen waren hier und dort und überall; als sie sich der gepflegten, eindrucksvollen Umgebung von Bath näherten und anschließend durch die Straßen fuhren, die sie zum Hotel führten. Sie war gekommen, um glücklich zu sein, und fühlte sich schon jetzt glücklich. Bald waren sie in bequemen Räumlichkeiten in der Pulteney Street untergebracht.*

Dass jedoch das „mitten im Leben stehen“ eine schwierige Sache sein kann, muss Catherine beim ersten Besuch der *Upper Assembly Rooms* wahrnehmen. *Mrs. Allen brauchte so lange zum Anziehen, dass sie den Ballsaal erst sehr spät betraten. Die Saison war auf dem Höhepunkt, der Saal überfüllt, und die beiden Damen drängten sich hinein, so gut es ging. Was Mr. Allen betraf, so begab er sich direkt ins Kartenzimmer und überließ es ihnen, allein an dem Gewimmel ihren Spaß zu haben. Mehr um die Sicherheit ihres neuen Kleides als um das Wohlbefinden ihres Schützlings besorgt, bahnte sich Mrs. Allen, so schnell es die nötige Vorsicht erlaubte, einen Weg durch die Traube von Männern an der Tür, aber Catherine hielt sich dicht an ihrer Seite und hakte sich so fest bei ihrer Freundin ein, dass auch die vereinte Anstrengung einer wogenden Menge sie nicht auseinanderreißen konnte. Zu ihrer größten Verblüffung musste sie jedoch feststellen, dass bei weiterem Vordringen in den Saal das Gedränge keineswegs abnahm; es schien eher schlimmer zu werden, je weiter sie vorankamen. Von den Tänzern sah sie nichts als den herausragenden Kopfputz einiger Damen.*

Es war ein großartiger Anblick, und zum ersten Mal an diesem Abend hatte sie das Gefühl, auf einem Ball zu sein; sie hätte für ihr Leben gern getanzt, aber sie kannte nicht einen einzigen Menschen im ganzen Saal.

Catherine überkam allmählich ein Gefühl der Enttäuschung; sie war es leid, ständig von Leuten herumgestoßen zu werden, deren Gesichtern sie im großen und ganzen nicht das mindeste Interesse abgewinnen konnte und die ihr alle so gänzlich unbekannt waren, dass sie die lästige Gefangenschaft nicht einmal durch ein freundliches Wort mit einem ihrer Mitgefangenen lindern konnte; und als sie schließlich das Teezimmer erreichten, kam ihr der Umstand, dass sie sich keiner Gruppe, keinem bekannten Gesicht anschließen konnten, dass keiner der Herren sich um sie kümmerte, noch peinlicher zum Bewusstsein. »Wie lästig«, flüsterte Catherine, »nicht einen einzigen Bekannten hier zu haben«. »Ja, mein Kind«, erwiderte Mrs. Allen, ohne sich sonderlich dafür zu interessieren, »das ist wirklich

sehr lästig«. Später gesellt sich Mr. Allen zu den beiden. »Nun, Miss Morland«, sagte er gleich zu ihr, »ich hoffe, Sie haben einen unterhaltsamen Abend verbracht«. »Sehr unterhaltsam«, antwortete sie und versuchte vergeblich, ein herzhaftes Gähnen zu unterdrücken. »Ein andermal haben Sie mehr Glück, hoffe ich«, war Mr. Allens ganzer Trost.

Irgendwo habe ich gelesen, dass man in der großen Menge besonders einsam sein kann. Catherine überspringt schließlich die Hürde. Bei einer anderen Heldin Jane Austens Anne ist der Plot sehr raffiniert, sie trifft an diesem Ort der Geselligkeit den nicht standesgemäßen Captain, nun ein gemachter Mann, wieder. Aber sie nimmt - bevor dies geschieht - ihre Ankunft in Bath ohne Erwartung hin. Jeder hat bei Geräuschen wie bei anderen Dingen seine eigenen Vorlieben; und Geräusche sind eher aufgrund ihres Charakters als aufgrund ihrer Lautstärke völlig harmlos oder höchst qualvoll. Als Lady Russell (mit Anne) nicht lange danach an einem regnerischen Nachmittag in Bath ankam und unter dem Rollen anderer Kutschen, dem lauten Gepolter von Karren und Wagen, dem Geschrei der Zeitungsjungen, Brezelverkäufer und Milchmänner und dem endlosen Geklapper von Holzschuhen durch die langen Straßen von Old Bridge zum Camden Place fuhr, beschwerte sie sich nicht. Nein, dies waren Geräusche, die zu den Wintervergnügen (die Saison in Bath) gehörten. Ihre Stimmung hob sich unter ihrem Einfluss; und wie Mrs. Musgrove empfand sie, obwohl sie es nicht sagte, dass nach einem langen Aufenthalt auf dem Lande nichts so gut tat wie ein wenig besinnliche Heiterkeit.

Anne teilte diese Empfindungen nicht. Sie beharrte auf ihrer entschiedenen, wenn auch stummen Abneigung gegen Bath, empfing den ersten verschwommenen Eindruck der ausgedehnten Gebäude, die im Regen dampften, ohne den leisesten Wunsch, sie deutlicher wahrzunehmen, und empfand die Fahrt durch die Stadt bei aller Unannehmlichkeit trotzdem als zu schnell. Denn wer würde sich schon über ihre Ankunft freuen? Und sie sah mit liebevollem Bedauern auf das Gewimmel in Uppercross und die Abgeschiedenheit in Kellynch (dem vermieteten Sitz der Familie) zurück. Sie wurde am Camden Place abgesetzt, und Lady Russell fuhr weiter zu ihrer eigenen Wohnung in der River Street. So ging es übrigens auch Jane Austen selbst. Sie tröstete sich mit Schreiben, ein wunderbares Heilmittel gegen die Langeweile und man ist ganz auf sich selbst gestellt. Dass sich der Erfolg in Form von Lesern einstellen möge, ist eine Anmaßung, die einem den Spaß an der Tätigkeit nur verdirbt.

Der russische Dandy, der im Westen sich umhertreibt, begehrt und muss dazu über den Rhein übersetzen (die Novelle "Asja" von Iwan Turgenjew). Vor etwa zwanzig Jahren also lebte ich in der kleinen deutschen Stadt S. (Sinzig), am linken Rheinufer. Ich suchte die Einsamkeit, denn ich war ge-

rade von einer jungen Witwe, die ich in einem Badeort (wahrscheinlich Baden-Baden) kennen gelernt hatte, ins Herz getroffen worden. Sie war sehr schön und klug, hatte in allem kokettiert - leider auch mit mir - und mich anfangs sogar ermutigt, dann aber schwer gekränkt, indem sich mich einem rotwangigen bayerischen Leutnant opferte. Die Wunde war, offen gestanden, nicht sehr tief; ich hielt es jedoch für meine Pflicht, mich eine Zeitlang der Trauer und der Einsamkeit hinzugeben - woran hat man in der Jugend nicht sein Vergnügen! - und ließ mich in S. nieder.

Dieses Städtchen gefiel mir wegen seiner Lage am Fuß zweier hoher Hügel, wegen seiner verwitterten Mauern und Türme, seiner uralten Linden, der steilen Brücke über dem hellen Flüsschen, das in den Rhein mündet, hauptsächlich aber wegen seines guten Weines. Durch seine engen Gassen spazierten abends, kurz nach Sonnenuntergang (es war im Juni), reizende blonde deutsche Mädchen, und wenn sie einem Ausländer begegneten, sagten sie freundlichen "Guten Abend!" Das Städtchen liegt zwei Werst vom Rhein entfernt: Ich ging oft an den majestätischen Strom, saß stundenlang auf einer Steinbank unter einer mächtigen einsamen Esche und dachte, nicht ohne eine gewisse Anstrengung, an die arglistige Witwe. Am gegenüberliegenden Ufer befindet sich das Städtchen L. (Linz), das etwas größer ist als S., wo ich mich niedergelassen hatte. Eines Abends saß ich auf meiner Lieblingsbank und schaute bald auf den Strom, bald zum Himmel empor, bald nach den Weinbergen hinüber. Plötzlich drang Musik an mein Ohr Ich lauschte. In der Stadt L. wurde ein Walzer gespielt. Abgerissen dröhnte der Kontrabass, undeutlich sang die Geige, munter piff die Flöte.

Was ist das? fragte ich einen alten Mann mit Samtweste, dunkelblauen Strümpfen und Schnallenschuhen, der auf mich zukam. Das, antwortete er mir, nachdem er seine Pfeife aus dem einen Mundwinkel in den anderen geschoben hatte, das sind Studenten aus B. (aus Bonn), die sich zu einem Kommers zusammengefunden haben. Diesen Kommers werde ich mir einmal ansehen, dachte ich. Übrigens bin ich noch nie in L. gewesen. Ich suchte einen Fährmann und setzte ans andere Ufer über. Und damit beginnt die sehr verwickelte Geschichte mit Asja (die Witwe war bald vergessen).

Die Schichtung des Raums

In einer Kurzbeschreibung der Literatur Virginia Woolfs habe ich gelesen und dann auch in dem zitierten Werk nachgelesen, dass es ihr darum ging, über das *Nicht-Dasein des Alltäglichen* eine höhere, die *eigentliche Welt* der *Sinnesmomente* zu schaffen. Somit ein Anti-Seneca oder Anti-Rousseau, die beide der Meinung waren, dass das zivilisatorisch Alltägliche auch keine begehrenswerte Welt ist, man aber nicht einer höheren Welt

sondern der tieferen Welt der Natur sich besinnen sollte. Drei Ebenen also, die ich aber nicht vertikal sondern horizontal anordnen möchte. Die Natur, aufgeteilt in den anorganischen Untergrund und die organische Auflage der Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt, dann die Welt des Alltags und schließlich - auf der rechten Seite die woollfischen Seinsmomente.

Woraus bestehen diese. Sie können doch bedrückend sein - und sie können lebensverderbend sein, wie die Schicksale ihrer Verfechter Hölderlin, Friedrich Nietzsche und Virginia Woolf zeigen. Virginia ist - um ihr Leben zu beenden - ins Wasser somit in die natürliche Welt gegangen, hat nicht die zivilisatorischen Mittel (Gift, Pistole) benutzt. Sagt das etwas aus? Oder sie können erhebend sein, wie bei Goethe, der in allen Weltenebenen und Gegenden jugendfrisch das Erregende sucht. Die Beispiele zeigen, dass er die Naturebene nicht beiseite gelassen hat.

Und sie können tröstend sein wie im höheren Jerusalem der Religion (so weit man sie so versteht) oder in der Anschauung dessen, was ist. Dass *wir ein Gespräch sind* (Psalm 90,9) - das ist der Schlüssel, der alles verbinden kann - doch man muss hinzufügen - könnte. So kann man die folgenden, nicht übereinander geschichteten, nicht höheren und niedrigeren, sondern beigeordneten Räume unterscheiden, zwischen denen man sich in der Freiheit der Wahrnehmung sich bewegen kann und sollte.

Physik	Natur	Da-Sein	Seinsmomente
Erdoberfläche Granit - Licht und Wärme - die Kreisläufe der Gesteins-, Luft- und Wasserhül- len.	Das Lebende, dessen Lust das Ich und Wir, des- sen Preis das Vergehen und die Nachfolge der Kinder ist.	Lust und Leid im Wechselspiel - Begehren und das sich Einfü- gen und Bewäh- ren können in be- grenzter Zeit.	Der Einfallsreich- tum - der Wech- sel, das Neue, die Kontraste und die Steigerung - soweit sie mög- lich sind.

In jedem dieser Räume ist das Naturschöne und das Kunstschöne zu finden. Die Dichtkunst, die Landschaftsmalerei, die Architektur der Wieskirche oder der Klosterkirche Birnau am Bodensee, oder die musikalischen Elogen, Johann Sebastian Bachs „Matthäus-Passion“, Josef Haydns Oratorium "Die Schöpfung", die Stelle, als das Licht in die Welt kommt, Wolfgang Amadeus Mozarts Abschluss des zweiten Aufzugs und das *Perdono, Perdono* (Verzeih, Verzeih) am Ende von „Figaros Hochzeit“ und die „c-moll - Messe“, im Seins-Moment entstanden, als er vergeblich den Ausgleich im Widerstreit des realen Da-Seins erreichen wollte, oder Ludwig van Beethovens dritter Satz des „Erzherzogtrios“ oder Franz Schuberts letzte Tonschöpfungen, die Jehudi Menuhin als den erreichten Höhepunkt der Musik bezeichnete.

Das sind die köstlichen Seins-Momente im individuellen oder doch zu verlangenden kollektiven Bewusstsein, in denen es keine Trennung gibt - und darum sollte es doch gehen! Die Kunsthistoriker, die sich über die Raffinesse eines Kapitells erregen können, an einem Eichbaum mit seiner sich in das Licht öffnenden Ausladung oder einem sich seinen Lebensraum eroberten Feigenbaum achtlos vorübergehen. So kritisiert es Georges Duby in seinem bewunderungswerten Werk "Die Zeit der Kathedralen", in dem er - das ist die Größe dieser Arbeit - das Soziale - der Hunger des einfachen Volkes, das im Ungewissen lebt, ob die karge Ernte das Überleben bis zur nächsten Ernte garantieren wird - nicht außer Betracht lässt.

Der Raum als Hülle

Von der Weite eines offenen Landschaftsraums oder einer dicht belebten Straße in einer großen Stadt geht es nun über zu den geschlossenen Kammern des unmittelbar Örtlichen. In der See- und Mordgeschichte „Stopfkuchen“ von Wilhelm Raabe ist ständig von einer Hecke, die von Heinrich Schaumann, genannt Stopfkuchen, trotz des schlechten Rufs ihres Besitzers (friedlich) eroberte und dann gehaltene „Rote Schanze“ die Rede. Diese ist eine in einen Bauernhof umgewandelte Befestigung aus dem Siebenjährigen Krieg. Weitere Hauptpersonen der Erzählung sind der zu Unrecht als Mörder verdächtige Besitzer, der sich dort mit seiner wilden Tochter hinter einer meterhohen, stacheligen Hecke verschanzt hat, und der Landbriefträger Störzer, der einzige, der sich dem Ort nähert, um die Korrespondenz mit dem Landgericht abzuliefern. Wie Stopfkuchen die Rote Schanze und ihre Bewohner erobert, ist der Stoff der Erzählung. Nach dem alle Verwirrungen von Stopfkuchen schließlich aufgelöst worden sind, und er und seine nun friedliche Gattin den Erzähler über den wahren Hergang der Mordgeschichte aufgeklärt haben, sagt Stopfkuchen: *Hab Dank für deinen Besuch: das war wirklich heute endlich mal wieder ein etwas ungewöhnlicherer Tag für die Rote Schanze.*

Und der Erzähler antwortet: *Gute Nacht, Heinrich, sagte ich, augenblicklich nicht imstande, ihm noch etwas anderes zu bemerken, und er schien dieses auch für ganz verständlich zu nehmen; denn er watschelte ruhig durch die angenehmen Nacht seiner festen Burg im Leben zu, mich mit ihm, seiner Frau, seinem seligen Schwiegervater, mit Störzer und mit Kienbaum nun im Hotel allein lassend. Wenn ich ihn je in vergangenen Jahren, wie er sich ausdrückte, unter seiner Hecke seinen Gedanken, Gefühlen, Stimmungen, kurz sich selber allein als eigenster Austrägalinstanz anbefohlen hatte, so zahlte er mir das heute mit tausendfachen Zinsen zurück und ließ mich im Nachgucken in die Nacht hinein, wie selten einem Menschen nachgeguckt worden ist. Nun war ich unter meiner Hecke, in meinem heimatlichen Absteigequartier allein, und hatte die ganze Nacht vor mir, um zu überlegen, was ich den Tag über erlebt hatte. (Wie Theodor Storm ist Wil-*

helm Raabe in die Ecke der noch erwähnten, aber nicht mehr gelesenen Dichter verfrachtet worden, schade drum!)

Das Räumliche ist also wie eine Zwiebel, mit der eigenen Person in der Mitte und darum Schalen, die aus immer größer werdenden Räumen von der nächsten Nachbarschaft bis hin zum Weiteren gebildet werden. Die Eltern erleben bei ihren Kindern, wie dieser Vorgang der räumlichen Erfahrung Schritt für Schritt von der Wiege, über die Wohnung, in die nahe und weitere Nachbarschaft verläuft. Jeder dieser Übergänge erfordert viel Anstrengung und Mut. Das Räumliche als das Entferntere ist eben auch die Fremde, in der man sich nicht unbedingt behaglich fühlt, aber auch das Abenteuerliche, das Gesellige, das Schöne und Anregende, das man sucht.

Busch oder Hecke, man muss nur durch die Vorstädte gehen, um in den Vorgärten, Gärten, den Parks, den kleineren oder größeren Villen, die der jeweiligen Zeit und ihren Umständen gemäß unterschiedlich sind, entsprechende Formen der Idee des heimatlichen Busches zu sehen. Andererseits bedauert man jene, die diese angenehme Stadtumgebung nicht vorfinden. Aber glücklich ist doch immer der, der sagen kann, diese Ecke ist meine - auch wenn es die kleine Wohnung im fünften Stock im Hinterhaus einer Berliner Mietskaserne ist, vor allem dann, wenn sie es ermöglicht auf dem Balkon Tomaten oder Blumen zu ziehen. Aber meistens gibt es dort keine Balkone und früher lebten dort zehnköpfige Familien in 1 1/2 Zimmern, während im Vorderhaus mit den pompös geschmückten Fassaden es sich die Begüterten bequem machten.

Unterschiedliche Sozialität der Kammern und Stuben

Als Lenz auf seiner Wanderung durch den Schwarzwald endlich das Dorf erreicht hat und in das Haus eintritt, beruhigt er sich. *Er suchte nach Worten und erzählte rasch, aber auf der Folter; nach und nach wurde er ruhig, das heimliche Zimmer und die stillen Gesichter, die aus dem Schatten hervortraten, das helle Kindergesicht, auf dem alles Licht zu ruhen schien und das neugierig, vertraulich aufschaute, bis zur Mutter, die hinten im Schatten engelgleich stille saß. Er fing an zu erzählen, von seiner Heimat: er zeichnete allerhand Trachten, man drängte sich teilnehmend um ihn, er war gleich zu Haus, sein blasses Kindergesicht, das jetzt lächelte, sein lebendiges Erzählen; er wurde ruhig, es war ihm als träten alte Gestalten, vergessene Gesichter wieder aus dem Dunkeln, alte Lieder wachten auf, er war weg, weit weg.*

Ein anderer aus dieser Zunft der Dichter, die das Private gegenüber dem (angeblich) heroischen der jeweiligen zeitlichen Aufgeregtheiten schildern ist Anatol France. In "Mannequin d'osier" (Schneiderpuppe) geht es um die

Rückzugskammer, die Lucien Bergeret sich in seiner bürgerlichen Umwelt mit standesgemäßer Heirat und klavierspielenden Töchtern, die regelmäßig an der selben Stelle ihrer Übungen, die wiederum zur standesgemäßen Heirat hinführen sollen, patzen, zurückgezogen hat. Es ist der Abstellraum unter der Treppe, in dem unter anderen Haushaltssachen die besagte Schneiderpuppe abgestellt ist. Nur gelegentlich tauchen die Töchter auf, weil sie Geld brauchen, um sich niedlich verpackt als Heiratskandidatinnen zu präsentieren.

Die zu erwartende Krise ergibt sich als er - verfrüht angekommen - seine Gattin mit seinem einbestellten Lieblingsschüler überrascht. Es folgen Jahre des Schweigens, die er in seiner Ecke und mit Spaziergängen auf den *Ramparts* der Stadt verbringt. In beiden Räumen schafft er sich seine Seins-Momente, in dem er in den vergangenen Raum der Antike - etwa mit der Frage, wie Antonius und Cleopatra sich arrangiert hatten - eindenkt. Draußen trifft er den auf andere Weise aus der Zeit - der Konvention - herausgefallenen Unbehausten, den Vagabund, der von der örtlichen Gendarmerie immer mal wieder eingesperrt wird und in seiner Freiheit des Nichtstuns, des Herumschweifens und Einsammelns der wenig milden Gaben aus zugestecktem trockenem Brot von Lucien gefragt wird, ob er denn glücklich sei. Pied d'allouette - so sein Name - vermutet, dass das Glück ihn vernachlässigt und meint, dass es *unter den schönen Dächern, dem gedeckten Tisch und den weichen Betten wohnt*. Lucien antwortet, *mein Lieber, ich dachte doch, dass Sie klüger sind* und steckt ihm Geld für die nächsten Tage zu.

Professor Bonnard ("Le Crime de Sylvestre Bonnard") hat sich ebenfalls aus der Zeit verabschiedet und sucht - bisher vergeblich - nach der Schrift eines Scholastikers der Pariser Schule, als sich die mittelalterlichen Denker auf den Weg machten in raffiniertesten Windungen das Denkvermögen zu erproben. Seine bequeme Kammer teilt er mit dem Kater Amilkar, der teilnahmsvoll über die Mühen seines Genossen blinzelnd sich vor dem Kamin nach Katzenart bequem ausgestreckt hat. Des weiteren befindet sich in seinem Heim in der Bel Etage seine Haushälterin Thérèse und im obersten Geschoss unter dem Dach der schwindsüchtige, sterbende Goldschmied mit seiner jungen Frau und ihrem Kind. Diese drei "da oben" werden mit heißer Bouillon versorgt, damit sie nicht verhungern.

Nun kommt der Plot in Gang, denn es ergibt sich, dass das begehrte Dokument in einem sizilianischen Antiquariat zu erwerben ist. Dorthin aufgemacht erfährt Professor Bonnard, dass es inzwischen in eine Pariser Bücherstube versandt worden ist, gerade zwei Straßen von seiner Wohnung entfernt, und demnächst in einer Auktion versteigert werden soll. Schnell reist er zurück. Er unterliegt jedoch einem zahlungskräftigeren Mitbieter. Wie der Plot sich dennoch für ihn rundet, soll nicht verraten werden. So vie-

le Räume! Die bewunderungswürdige deutsche Sprache hat für sie eine Einheit geschaffen, man muss nur die Praefixe vor -einander setzen, mit-, für-, bei-, nach- vor- aber auch gegen- und viele weitere und man hat schon die Geometrie und auch gleich die Seinsmomente versammelt.

Raum und Zeit

Die Welträtsel - das ganz Große (Kosmos) das ganz Kleine (die Elemente als Grundlage der Stoffe), das ganz Einfache (durchschaute Kausalität) und das ganz Vielfältige (wo der Zufall regiert bzw. wo man noch nicht hinter die erklärende Kausalität dahinter gekommen ist). Verbunden ist alles Räumliche und Zeitliche. Wie erlebt man Zeit, als metrisches Hintropfen, als Folge der hellen Tage und der dunklen Nacht, als Jahreszeiten- oder Jahresrhythmus, als Freude auf oder Furcht vor kommenden Ereignissen, als Epochen, d.h. des abgrenzbaren Andauerns innerhalb einer Entwicklung, die erhebliche Veränderungen mit sich brachte?

Immanuel Kant hat den Traum als Raum gesehen, da ist man ganz bei sich - nicht immer gemütlich - und die menschenfreundliche wie melancholische Melodie dazu hat Goethe angestimmt: *Ach, was bin ich für ein armer Wicht, meine Träume sind unwahr und meine Gedanken geraten nicht.* Nur Mut springt über die Schwelle und das ist doch das wichtigste Vermögen, Raum und Zeit zu bewältigen und *sich das Leben nicht zu verderben.* Nun folgt eine unvergleichlich schöne Erzählung in aller Länge, Johann Peter Hebel's „Unverhofftes Wiedersehen“.

In Falun in Schweden küsste vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut und sagte zu ihr: »Auf Sankt Luciä wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib und bauen uns ein eigenes Nestlein.« »Und Friede und Liebe soll darin wohnen«, sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, »denn du bist mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab sein als an einem andern Ort.«

Als sie aber vor St. Luciä der Pfarrer zum zweiten Male in der Kirche ausgerufen hatte: »So nun jemand Hindernis wusste anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen«, da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbei ging, der Bergmann hat sein Totenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie säumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rotem Rand für ihn zum Hochzeittag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg und weinte um ihn und vergaß ihn nie.

Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der Siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz der Erste starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben und Polen geteilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die französische Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiser Leopold der Zweite ging auch ins Grab. Napoleon eroberte Preussen, und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt.

Als aber die Bergleute in Falun im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schächten eine Öffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war, also dass man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben oder ein wenig eingeschlafen wäre an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundte und Bekannte waren schon lange tot, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüts erholt hatte, »es ist mein Verlobter«, sagte sie endlich, »um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte und den mich Gott noch einmal sehen lässt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er auf die Grube gegangen und nimmer gekommen.«

Da wurden die Gemüter aller Umstehenden von Wehmut und Tränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewekkten kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach fünfzig Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre und ein Recht an ihm habe, bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, schloss sie ein Kästlein auf, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit roten Streifen um und begleitete ihn in ihrem Sonn-

tagsgewand, als wenn es ihr Hochzeitstag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: »Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehn im kühlen Hochzeitbett, und lass dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch wenig zu tun und komme bald, und bald wird's wieder Tag. Was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweiten Male auch nicht behalten«, sagte sie, als sie fortging und noch einmal umschaute.

Wer da nicht weinen muss, versteht das Leben nicht, soweit es bitter-süß sich gestaltet, und man nie zufrieden sein kann. Aber ohne sein Ende gibt es das Leben nun mal nicht. Mein badischer Dichter, Konsistorialrat in kirchlichem Dienst, der für uns, den einfachen Leuten, in Kalenderblättern, dem "Rheinischen Schatzkästlein", zum Vergnügen, zur Besinnung und Erbauung schrieb. Aber auch er ist den Versuchungen erlegen, so sogar dem Hasardspiel - der Kugel im Roulette, die rouge et noire, Gewinn oder Verlust, ohne Ansehung des Begehrens der am Tisch Versammelten, gleichmütig zuweist. *Fünf Thaler mitgenommen und verloren*, das war seine Bilanz, als er sich mal wieder ins Casino nach Baden-Baden aufgemacht hatte.

Das Wiederholen in und das Anhalten der Zeit

Iwan Turgenjew hat Romane geschrieben, die ich - trotz der Missbilligung Theodor Fontanes, den ich noch mehr liebe - sehr bewundere. In "Rauch" - was für ein Titel! - trifft der Held der Geschichte im Badeort wieder auf Irina, die ihn für eine bessere Partie verließ. Sie - nun die gelangweilte grande dame - spielt aber nur noch die in ihn Verliebte und sendet Blumen und süße Worte und zerstört dadurch die Bindung an die nachkommende Verlobte. In "Väter und Söhne" erwartet der Vater den Sohn an der Treppe des Gasthofes - des vereinbarten Treffpunkts - und möchte doch die Zeit anhalten. Denn was kommen wird oder könnte, erfüllt ihn mit Bangigkeit, doch gegen *die Zeit ist kein Kraut gewachsen*.

Noch einmal Goethe und Palermo. Dort erlebte er ein momentanes Ereignis glücklicher Art, ein Läufer überbrachte nämlich eine Einladung des Vizekönigs. *Als dieser vernahm, dass ich ein Deutscher sei, fragte er, ob ich ihm Nachricht von Erfurt zu geben wisse, er habe daselbst einige Zeit sehr angenehm zugebracht. Auf seine Erkundigungen nach der von Dacherödischen Familie, nach dem Koadjutor von Dalberg konnte ich ihm hinreichende Auskunft geben, worüber er sehr vergnügt nach dem übrigen Thüringern fragte. Mit bedenklichem Anteil erkundigte er sich nach Weimar. »Wie steht es denn«, sagte er, »mit dem Manne, der, zu meiner Zeit jung und lebhaft, daselbst Regen und schönes Wetter machte? Ich habe seinen Namen vergessen, genug aber, es ist der Verfasser des Werthers.« Nach einer kleinen Pause, als wenn ich mich bedächte, erwiderte ich: »Die Per-*

son, nach der Ihr Euch gefällig erkundigt, bin ich selbst!« - Mit dem sichtbarsten Zeichen des Erstaunens fuhr er zurück und rief aus: »Da muss sich viel verändert haben!« – »O ja!« versetzte ich, »zwischen Weimar und Palermo hab' ich manche Veränderung gehabt.«

Goethe, dem es gelang Regen und schönes Wetter zu machen, als Selbstironiker? Wer hätte das vermutet! Und ein anderes Erlebnis in Palermo geht auch glücklich aus. Nun vom Mittagessen ans Fenster! auf die Straße! Es ward ein Missetäter begnadigt, welches immer zu Ehren der heilbringenden Osterwoche geschieht. Eine Brüderschaft führt ihn bis unter einen zum Schein aufgebauten Galgen, dort muss er vor der Leiter eine Andacht verrichten, die Leiter küssen und wird dann wieder weggeführt. Es war ein hübscher Mensch vom Mittelstande, frisirt, einen weißen Frack, weißen Hut, alles weiß. Er trug den Hut in der Hand, und man hätte ihm hie und da nur bunte Bänder anheften dürfen, so konnte er als Schäfer auf jede Redoute gehen. Ob ihm, der sich für diesen vermeintlich letzten Auftritt im Leben so schön herausgeputzt hatte, diese Lehre geholten hat?

Auch die Dinge im Raum haben ihren - allerdings vergänglichen - Stillstand. So beschreibt Theodor Fontane in "Irrungen Wirrungen" eine Berliner Lokalität. An dem Schnittpunkte von Kurfürstendamm und Kurfürstenstraße, schräg gegenüber dem »Zoologischen«, befand sich in der Mitte der siebziger Jahre noch eine große, feldeinwärts sich erstreckende Gärtnerei, deren kleines, dreifenstriges, in einem Vorgärtchen um etwa hundert Schritte zurückgelegenes Wohnhaus, trotz aller Kleinheit und Zurückgezogenheit, von der vorübergehenden Straße her sehr wohl erkannt werden konnte. Was aber sonst noch zu dem Gesamtgewese der Gärtnerei gehörte, ja die recht eigentliche Hauptsache derselben ausmachte, war durch eben dies kleine Wohnhaus wie durch eine Kulisse versteckt, und nur ein rot und grün gestrichenes Holztürmchen mit einem halb weggebrochenen Zifferblatt unter der Turmspitze (von Uhr selbst keine Rede) ließ vermuten, daß hinter dieser Kulisse noch etwas anderes verborgen sein müsse, welche Vermutung denn auch in einer von Zeit zu Zeit aufsteigenden, das Türmchen umschwärmenden Taubenschar und mehr noch in einem gelegentlichen Hundegeblaff ihre Bestätigung fand.

Wo dieser Hund eigentlich steckte, das entzog sich freilich der Wahrnehmung, trotzdem die hart an der linken Ecke gelegene, von früh bis spät aufstehende Haustür einen Blick auf ein Stückchen Hofraum gestattete. Überhaupt schien sich nichts mit Absicht verbergen zu wollen, und doch mußte jeder, der zu Beginn unserer Erzählung des Weges kam, sich an dem Anblick des dreifenstrigen Häuschens und einiger im Vorgarten stehenden Obstbäume genügen lassen.

Es war die Woche nach Pfingsten, die Zeit der langen Tage, deren blendendes Licht mitunter kein Ende nehmen wollte. Heut' aber stand die Sonne schon hinter dem Wilmersdorfer Kirchturm, und statt der Strahlen, die sie den ganzen Tag über herab geschickt hatte, lagen bereits abendliche Schatten in dem Vorgarten, dessen halb märchenhafte Stille nur noch von der Stille des von der alten Frau Nimptsch und ihrer Pfliegerochter Lene mietweise bewohnten Häuschens übertroffen wurde.

Es ist aber keine Einleitung in ein biedermeierliches Idyll, sondern es geht um die Gewalt der Standesgrenzen gegen die Lene anrennt. Was da alles an diesem Ort danach geschah! Das doppelte Wegräumen dieser Idylle in der Zeit der Gründerjahre wie in den Bombennächten und dann im Wiederaufbau. Und auch dieser bleibt nicht ungeschoren. So hat man dort neben die Ruine der Gedächtniskirche zwei Hoteltürme gesetzt nach dem stadtplanerischen Motto, je höher, desto besser, egal wo.

Und auf diese Weise wird das Gedächtnis weggeschrumpft, als Nebensache behandelt.

Der Raum in der Erinnerung

Eine andere Form des Verbindens und Festhaltens von Raum und Zeit entspringt aus dem eigenen Erinnerungsvermögen (Immanuel Kant). Eduard Mörike, der ja nicht fehlen darf, in dem Gedicht "Besuch in Urach".

*Nur fast so wie im Traum ist mir's geschehen,
Daß ich in dies geliebte Tal verirrt.
Kein Wunder ist, was meine Augen sehen,
Doch schwankt der Boden, Luft und Staude schwirrt,
Aus tausend grünen Spiegeln scheint zu gehen
Vergangne Zeit, die lächelnd mich verwirrt;
Die Wahrheit selber wird hier zum Gedichte,
Mein eigen Bild ein fremd und hold Gesichte!*

*Da seid ihr alle wieder aufgerichtet,
Besonnte Felsen, alte Wolkenstühle!
Auf Wäldern schwer, wo kaum der Mittag lichtet
Und Schatten mischt mit balsamreicher Schwüle.
Kennt ihr mich noch, der sonst hierher geflüchtet,
Im Moose, bei süß-schläferndem Gefühle,
Der Mücke Sumsen hier ein Ohr geliehen,
Ach, kennt ihr mich, und wollt nicht vor mir fliehen?*

*Hier wird ein Strauch, ein jeder Halm zur Schlinge,
Die mich in liebliche Betrachtung fängt;*

*Kein Mäuerchen, kein Holz ist so geringe,
Daß nicht mein Blick voll Wehmut an ihm hängt:
Ein jedes spricht mir halbvergeßne Dinge;
Ich fühle, wie von Schmerz und Lust gedrängt
Die Träne stockt, indes ich ohne Weile,
Unschlüssig, satt und durstig, weitereile.*

*Hinweg! und leite mich, du Schar von Quellen,
Die ihr durchspielt der Matten grünes Gold!
Zeigt mir die urbemoosten Wasserzellen,
Aus denen euer ewigs Leben rollt,
Im kühnsten Walde die verwachsnen Schwellen,
Wo eurer Mutter Kraft im Berge grollt,
Bis sie im breiten Schwung an Felsenwänden
Herabstürzt, euch im Tale zu versenden.*

*O hier ist' s, wo Natur den Schleier reißt!
Sie bricht einmal ihr übermenschlich Schweigen;
Laut mit sich selber redend will ihr Geist,
Sich selbst vernehmend, sich ihm selber zeigen.
- Doch ach, sie bleibt, mehr als der Mensch, verwaist,
Darf nicht aus ihrem eignen Rätsel steigen!
Dir biet ich denn, begier'ge Wassersäule,
Die nackte Brust, ach, ob sie dir sich teile!*

*Vergebens! und dein kühles Element
Tropft an mir ab, im Grase zu versinken.
Was ist's, das deine Seele von mir trennt?
Sie flieht, und möcht ich auch in dir ertrinken!
Dich kränkt's nicht, wie mein Herz um dich entbrennt,
Küssest im Sturz nur diese schroffen Zinken;
Du bleibest, was du warst seit Tag und Jahren,
Ohn ein'gen Schmerz der Zeiten zu erfahren.*

*Hier schlang sich tausendmal ein junger Arm
Um meinen Hals mit inn'gem Wohlgefallen.
O sah ich mich, als Knaben sonder Harm,
Wie einst, mit Necken durch die Haine wallen!
Ihr Hügel, von der alten Sonne warm,
Erscheint mir denn auf keinem von euch allen
Mein Ebenbild, in jugendlicher Frische
Hervorgesprungen aus dem Waldgebüsche?*

*O komm, enthülle dich! dann sollst du mir
Mit Freundlichkeit ins dunkle Auge schauen!*

*Noch immer, guter Knabe, gleich ich dir,
 Uns beiden wird nicht voreinander grauen!
 So komm und laß mich unaufhaltsam hier
 Mich deinem reinen Busen anvertrauen! -
 Umsonst, daß ich die Arme nach dir strecke,
 Den Boden, wo du gingst, mit Küssen decke!*

*Hier will ich denn laut schluchzend liegen bleiben,
 Fühllos, und alles habe seinen Lauf! -
 Mein Finger, matt, ins Gras beginnt zu schreiben:
 Hin ist die Lust! hab alles seinen Lauf!
 Da, plötzlich, hör ich's durch die Lüfte treiben,
 Und ein entfernter Donner schreckt mich auf;
 Elastisch angespannt mein ganzes Wesen
 Ist von Gewitterluft wie neu genesen.*

*Sieh! wie die Wolken finstre Ballen schließen
 Um den ehrwürdigen Trotz der Burgruine!
 Von weitem schon hört man den alten Riesen,
 Stumm harrt das Tal mit ungewisser Miene,
 Der Kuckuck nur ruft sein einförmig Grüßen
 Versteckt aus unerforschtem Wildnis Grüne -
 Jetzt kracht die Wölbung, und verhallt lange,
 Das wundervolle Schauspiel ist im Gange!*

*Ja nun, indes mit hoher Feuerhelle
 Der Blitz die Stirn und Wange mir verklärt,
 Ruf ich den lauten Segen in die grelle
 Musik des Donners, die mein Wort bewährt:
 O Tal! du meines Lebens andre Schwelle!
 Du meiner tiefsten Kräfte stiller Herd!
 Du meiner Liebe Wundernest! ich scheide
 Leb wohl! - und sei dein Engel mein Geleite!*

Ist dies nicht ein wunderbarer Gesang, um diese für die Bedeutung des
 Themas unzureichende Wanderung friedlich zu beschließen?

Quellennachweise der längeren Zitate

Die zitierten Werke in der Reihenfolge des Textes (im Fall mehrfacher Auszüge entsprechend der erstmaligen Erwähnung):

Joyce, James: Ein Porträt des Künstlers als junger Mann. edition suhrkamp 1988.

Hölderlin, Friedrich:

- Hyperions Schicksalslied. In: Dichtung, Schriften und Briefe. Fischer-Bücherei 1957.

- Da ich ein Knabe war In: Gedichte. Reclam 1963.

Schopenhauer, Arthur: Teil 2 Die Welt als Wille und Vorstellung. Bearb. von Eduard Grisebach und Ernst Bergmann. Reclam 1922.

- Einleitung

- Kapitel 15 Von den wesentlichen Unvollkommenheiten des Intellekts.

Goethe, Johann Wolfgang von (Goethes Werke - Auswahl (Eduard von der Hellen) in 15 Bänden Cotta Nachfolger 1921 und 1922) daraus:

- Italienische Reise. 12. Band.

- Wilhelm Meisters Lehrjahre, 8. Band, 4. Buch.

- Über den Granit, 15. Band.

Heine, Heinrich: Buch der Lieder. Insel Verlag 1956.

Storm, Theodor: Gedichte. Reclam 1978.

Wieland, Christoph Martin: Hann und Gulpenheh. In: Verserzählungen. Reclam 1970.

Nietzsche, Friedrich: Menschliches, Allzumenschliches - ein Buch für freie Geister. Wilhelm Goldmann Verlag 1981.

Homerus: Ilias. In der (von mir gekürzten) Übersetzung von Johann Heinrich Voß, Insel Taschenbuch 1993.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Reclam 1961.

Seneca, Lucius Annaeus: 90. Brief an Lucillius. In: Briefe an Lucillius, Gesamtausgabe II. Rowohlt 1965.

Shakespeare, William: The Tempest - Der Sturm. Reclam 1982.

Machiavelli, Nicolò: Il Principe - Der Fürst. Reclam 1986.

Woolf, Virginia: Orlando. Fischer Verlag 1983.

Droste-Hülshoff, Annette von: Die Judenbuche - ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westfalen. Reclam 1960.

Stendal: Das Leben des Henri Brulard. Winkler Verlag 1956.

Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften. Rowohlt 1970.

Lampedusa, Guiseppe Tomasi di: Der Leopard. Rowohl 1979.

Kivi, Alexis:

- Die sieben Brüder (in der Übersetzung von Rita Öhquist). Winkler Verlag 1962.

- Nacht und Tag (entnommen aus Herbert Hahn. Vom Genius Europas, Band 2 - Verlag Freies Geistesleben Stuttgart 1981)

Eichendorff, Joseph von: Aus dem Leben eines Taugenichts. Reclam 1953.

Kant, Immanuel:

- Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Reclam 1983.

- Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Reclam 1974.

Fontane, Theodor: Irrungen, Wirrungen. Reclam 1985.

Tschechow, Anton: Die Möwe. Reclam 1975.

Zola, Emile: Das Glück der Familie Rougon, Deutsche Buchgemeinschaft 1925.

Dickens, Charles: Schwere Zeiten. Reclam 1983.

Lichtenberg Georg Christoph: Briefe. Band 1, Leipzig 1901.

Walser, Robert: Jakob von Guntem - ein Tagebuch. Suhrkamp Verlag 1976.

Austen, Jane:

- Northanger Abtei Reclam 1985.

- Überredung (Persuasion). Reclam 1983.

Turgenjew, Iwan: Asja. Insel Verlag 1975.

Raabe, Wilhelm: Stopfkuchen. Reclam 1987.

Hebel, Johann Peter: Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Reclam 1981.

Mörike, Eduard: Werke in zwei Bänden. Carl Hanser Verlag 1964.